.germ.
246
-4

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36634803570013

<36634803570013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Leonide.

Ein Roman

von

Emerentius Scävola.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Capitel.

Die Wetterwolken ſtoßen an einander; —
Es zucken Blitze durch die Mitternacht; —
Wie wird mir? — Wer zerreißt des Auges Schleier?
Des Jenſeits Strahlen brechen durch die Schatten!
Houwald.

Meneuille hatte, zögernd fortſchleichend, ungefähr die Mitte des Berges erreicht, als er, feſtgehalten von ſeinen Beſorgniſſen und Zweifeln, grübelnd ſtehen blieb. In welcher Stimmung, und welcher Rückſicht fähig, durfte er Leoniden zu finden hoffen? — Er zitterte vor der Möglichkeit, daß Legrange ihm zuvorgekommen ſei, und Leoniden bewogen haben könne, ihren Entſchluß zu ändern. Seine Bitterkeit gegen Legrange ſtieg, je weniger ihm deſſen Recht einleuchtete, ſich der Vormundſchaft über Leoniden

anzumaßen. Alles, was dieſe beſaß, ihr Leben, ihre Güter, ihren Namen ſelbſt, dankte ſie ihm; was hatte dieſer Fremde für ein Recht, ihren Willen zu beherrſchen? — Das Herz fing an, bei dieſer Frage ihm heftiger zu ſchlagen, denn er geſtand ſich, daß Leonide bisher ja ohne Willen und ohne Urtheilskraft geweſen, daß es gewiſſermaßen ein Raub ſei, den er an ihr hatte begehen wollen. Was hatte er zu erwarten, wenn ſie, ihrer Beſinnung zurückgegeben, ſeine Werbung um ihren Beſitz in dieſem Lichte erblicken ſollte? — Doch war ihr Blick ganz ungehindert, ihre Vergangenheit ganz unverhüllt, dann mußte ſie ja auch ſein Verdienſt um ſie erkennen, und dieſes ſein Fürſprecher werden bei ihr.

Gekräftigt von der Hoffnung, welche dieſe Schlußfolge ihm bot, ſtand er auf, um ſeinen Weg fortzuſetzen und Leoniden aufzuſuchen. Da kam ſie wie ſinnlos den Berg herunter, blaß, mit verſagendem Athem ihm entgegen geflogen, und ſank mit den Worten: „Gott ſei Dank! Sie ſind hier!“ in ſeine Arme.

„Leonide! meine geliebte Leonide!“ rief Meneuille

freudetrunken, über ſeine Befürchtungen triumphi= rend; da erſchreckte ihn ein ſeltſam lallender Ton aus ihrem Munde; er ſah ſie an, ſah ſie ſtarr auf einen Gegenſtand in ſeinem Rücken blickend, folgte der Richtung ihres Blickes, und hinter ihm, kaum zehn Schritte entfernt von ihm, ſtand — Saint Hilaire.

Ein unbeſchreiblicher Schreck übergoß Meneuille mit Eiſeskälte; ſeine Sinne verwirrten ſich, da gab Leonidens Schwere auf ſeine Schulter drückend, ihm die Beſinnung wieder. Sie lag, niedergeſchmettert von den Lichtmaſſen, welche ihre nachtgewohnte Seele überflammt hatten, leichenähnlich in ſeinem Arm.

Dieſer Schreck raubte Meneuille die Erinnerung an den vorhergegangenen, und als er ſich deſſen entſann, war die Erſcheinung verſchwunden.

„Und Sie haben nicht nachgeforſcht, woher der Unglückliche kam? wo er geblieben?“ fragte Legrange, als Meneuille ſeine Erzählung beendet hatte.

„Ich war, wie Sie mich fanden, um Leoniden beſchäftigt,“ antwortete dieſer.

„Bleiben Sie hier,“ flüſterte Legrange, und

verließ leiſe das Zimmer. Er forſchte bei allen Bewohnern des Hauſes, bei den Arbeitern in Hof und Garten, und erfuhr, daß ein Gendarme nach ihm gefragt habe und auf den Schloßberg gewieſen worden ſei. Niemand hatte dieſen zurückkehren ſehen.

Legrange bot die ganze männliche Bevölkerung des Hauſes und der nächſten Gegend auf, um den Fremden zurückzuführen, und begab ſich alsdann, heftig bewegt, in Leonidens Zimmer.

Sie ſchlief noch und Legrange nahm leiſe ſeinen Platz hinter dem Vorhange des Bettes neben Meneuille wieder ein.

Lange ſaßen die beiden Männer ſinnend neben einander; endlich begann Legrange: „Sie nannten vorhin Saint Hilaire's Erſcheinung ein Unglück für Leoniden, und doch danken wir dieſem Ereigniß ihre Rückkehr zu ihrem beruhigenden Glauben an ihren Engel. Wiſſen Sie, daß Leonide oben unter den Bildern ihrer Ahnen zur Wiedererkennung ihrer furchtbaren Vergangenheit gelangt iſt, daß das tödtlichſte Entſetzen es war, welches ſie in Ihren Arm warf; — urtheilen Sie: was würde ſie jetzt ſein,

wenn Saint Hilaire's Begegnung ſie nicht ihrem Wahn zurückgegeben hätte, daß er ihr Schutzgeiſt ſei?"

„Glücklich würde ſie ſein! Glücklich durch ihre Liebe zu mir, die jetzt ihr Verderben iſt," erwiderte Meneuille. „Der Gewinn meines Beſitzes würde ſie getröſtet haben über den Verluſt ihres Schutzgeiſtes, und gegen ihre Quälgeiſter würd' ich ihr Schutz geworden ſein; aber Saint Hilaire erſtand von den Todten, und ihr Elend und das meinige iſt gewiß. — Legrange, es gibt ein Geheimniß, deſſen einzig lebender Beſitzer ich bin; ich könnt' es begraben in meiner Bruſt; ich könnte ſagen: „ſie iſt mein, denn ihr Gatte iſt todt, und — von Saint Hilaire hat das Geſetz ſie getrennt; ſie iſt frei und darf ihre Hand wie ihr Herz verſchenken!" — Aber ich will ihren Beſitz keinem Verbrechen verdanken. Erfahren Sie, was Ainaraude's letztes Wort, das er vielleicht mit einem Menſchen ſprach, mir entdeckte: das Geſetz hatte Leoniden von Saint Hilaire'n nicht getrennt, als ſie Ainaraude's Gattin ward. Noch heut iſt ſie Saint Hilaire's geſetzmäßiges Weib und getrennt von mir durch das Band, welches ſie an ihn

feſſelt, den ſie aufgehört hat zu lieben, ſeit ſie anfing, mich zu lieben!"

In dieſem Augenblick ſchlug Leonide die Augen auf; ihr erſter Blick fiel mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit auf ihre Kinder, welche erſchöpft von ihrem zeitigen Spaziergange in der ſchwülen Luft, die Liebkoſungen ihrer zu einem neuen Leben erwachten Mutter ruhig verſchliefen. Nun glaubte Legrange ſich zeigen zu dürfen.

Leonide reichte ihm freundlich die Hand. „Wie iſt mir denn?" frug ſie, prüfend die Hand auf ihre Stirn legend. „Mir iſt gerade ſo, wie damals, als ich ſterben wollte — ſterben mußte — und Saint Hilaire mich nicht ſterben ließ. — O Saint Hilaire!"

Sie rief dieſen Namen mit dem Ausdruck eines unſäglichen Schmerzes; dann ſchien ſie nachdenkend zu werden; ihr Auge glitt über die Kinder hinweg und ſtarrte vor ſich hin. Eben wollte Legrange ihren beängſtigenden Sinnen eine andere Richtung geben, als ſie ſelbſt wieder anhub, zu ſprechen:

„Ich habe wohl recht lange geſchlafen? — Ich

träumte — doch nein; waren das denn Träume? — Gott, es iſt mir doch, als hätt' ich das Alles erlebt unter fürchterlichen Qualen; — ja, das war mehr als Traum! — Dies iſt ja nicht mein Gefängniß; — ich bin ja in Saverne! — Nein, nicht in Saverne! Mein Gott, wo bin ich denn?"

„In Luclauſe, Ihrem Eigenthum, Ihrem Vaterhauſe." — Ein Mehreres ließ Leonide ihren Freund nicht antworten. „Mein Vater!" fuhr ſie auf; — „meine Mutter! — Es iſt mir, als hätt' ich Beide geſehen, geſehen wie damals, als ſie mit erſtickter Stimme mir zuſchrieen: „Du! — Du! — O!" wimmerte ſie, und bedeckte ihr unnatürlich bewegtes Geſicht mit den Händen.

„Sie ſind krank geweſen," ſagte Legrange; „Sie haben lange mit dem Tode gerungen, jetzt aber überwunden, und nach und nach wird die Wirklichkeit von den beunruhigenden Schatten ſich trennen, welche Ihre überreizte Phantaſie geſchaffen hat. Rufen Sie dieſe ſich nicht zurück; beſchäftigen Sie ſich mit Ihrer freundlichen Gegenwart; Sie leben, Ihre Kinder leben, und —"

„Und unſer himmliſcher Engel lebt!“ fiel ſie mit verzücktem Blick ein. „Was will ich denn zagen, und jammern? — Er hat meine Sünden auf ſich genommen! Er vertritt mich an Gottes Thron! Er iſt mein Heiland, und wie nah er mir iſt in meinem Elende, das weiß ich, denn ich hab' ihn geſehen! Als meine Mutter aus ihrem Grabe ſtieg und mir drohte, als ich meinem Vater helfen ſollte, die Heiligenbilder zu zerſtören, als alle Todten aufſtanden und mich verfolgten, da erſchien er mir, da rettete er mich! — Aber warum hat er mich nicht behalten? — Warum durft' ich ihn nicht begleiten in ſeinen Himmel?“

„Weil Ihre Kinder der Mutter noch nicht entbehren ſollten. Ihr Engel iſt ja nicht nur der Ihrige, er iſt auch Ihrer Kinder Engel,“ erwiderte Legrange.

„Meine Kinder!“ rief Leonide und drückte die kleinen Schläfer an ihre Bruſt. „Aber hab' ich denn nicht drei Kinder?“ fragte ſie. „Ja, ich hatte ja ſchon längſt einen Godefroy, ehe Gott mir dieſen gab! Wo iſt er? Legrange, wo iſt mein Aelteſter?“

„Auch er iſt in Gottes Schutz,“ antwortete Legrange. „Beruhigen Sie ſich, Sie werden ihn wiederſehen!“

„Wiederſehen!“ lallte Leonide ihm nach. „Iſt mir's doch, als ſtänd' ich aus dem Grabe auf; ich allein, und Alles, was ich je geliebt auf Erden, ſei zurückgeblieben in dem ruhigen Todtenhauſe! Aber nein; ruhig war es dort nicht! — Mein Kopf iſt mir noch recht wüſte. Ich hatte einen fürchterlichen Traum: Adele ſtand zwiſchen mir und meinem Himmel; ich konnte meinen Engel nicht mehr finden; endlich war es mir, als läg' ich einen Augenblick lang an ſeiner Bruſt, wie damals, als Ainaraude eintrat mit jenem Schrecklichen. — Und auch jetzt kam Ainaraude, und nun ward es Licht in meiner Seele! Es war nicht mein Godefroy, den ich in meinen Armen hielt — es war Meneuille!“

Legrange erkannte jetzt eben ſo deutlich, wie Meneuille in ſeinem Verſteck, mit faſt laut hervorbrechendem Schmerze, den erſten Wendepunct des aus ſeiner Irre zurückkehrenden Geiſtes der Dulderin. — Sie ſchwieg jetzt mehrere Minuten lang, und Le-

grange verfolgte mit Beſorgniß das wechſelnde Spiel ihrer Mienen.

„Welch' ein thörichtes Kind bin ich doch!“ hob ſie nach einer langen Pauſe wieder an. „Ich bemühe mich vergebens, zu unterſcheiden, was ich geträumt und was ich erlebt habe. Jetzt zum Beiſpiel dünkt mich, Adele ſei geſtorben, und —“ ſie hielt ein, und fuhr dann unruhig auf: „Aber wo iſt ſie denn? — Nein! — nein! ſie lebt nicht! Ich habe ſie ja liegen ſehen im Sarge! ich habe ihren Kindern ja die Flöre gewunden! Das war kein Traum! — O, mein Gott, dann hab ich vielleicht Nichts geträumt! — dann war Alles, was meinen Rückblicken vorüberſchwebt, Wirklichkeit! — Ja, das iſt geſchehen! Das hat kein Traum erlogen: Meneuille hat uns Rettung verſprochen; er hat mich hinweggelockt aus meinem Kerker, um mich in die Gewalt des Stifters meines Elends zu liefern; — er hat uns verlaſſen in unſerer Todesſtunde; — er hat mit hölliſchen Künſten mich getäuſcht, hat ſich die Züge des Engels angelogen, den er hinwegſtieß von mir und ſeinen werdenden Kindern!“

Legrange war im Begriff, die jetzt eintretende Pauſe zu Meneuille's Vertheidigung zu benutzen, aber Leonide ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Sie wollen fragen." — hub ſie mit haſtig fliehendem Athem an, „wer ihm den Muth gegeben hat, ſeine Hand auszuſtrecken nach mir? — Erkennen Sie nicht den Fluch, der auf einem Weibe ruht, das von Hand in Hand gegangen iſt? — Ach, er wußte nicht, was dieſer Wechſel meiner Seele gekoſtet hat! er wußte nicht, wie fremd ich Ainaraude, und wie fremd Ainaraude mir war! Er achtete mich einer Verworfenen gleich, welche — —"

Ihre Empörung erſtickte ihre Stimme; da ſprach Legrange mit ſchnell geſammelter Beſonnenheit: „Sie verwechſeln Ihre Traumerſcheinungen mit wirklichen Begebenheiten. Nicht Ihr Verderber, nein, Ihr Wohlthäter iſt Meneuille. Alles, was Sie ſind und was Sie beſitzen, danken Sie ihm! Er hat ſein Leben gewagt, um Sie aus Ihrem Kerker zu befreien; er hat Sie geheilt, als Sie dem Grabe nahe waren; er hat Ihre Kinder erzogen, Ihnen Ihr Eigenthum gerettet und Sie nur umfaßt, als Sie ohnmächtig in ſeine Arme ſanken. Nur Ihre irregeleitete Phan-

taſie iſt es, welche Sie ungerecht gegen den Mann macht, welchem Sie Alles verdanken."

Auf Leonidens Geſicht malte ſich ein Gemiſch von Unwillen und Beſchämung. „Ich muß doch ſehr krank geweſen ſein," ſeufzte ſie. „Ich begreiſe mich ſelber nicht. Es iſt wahr, Meneuille hat mir wohl gethan; ich entſinne mich deſſen, und dennoch bin ich unedel genug, ihn die Verirrung meiner Phantaſie entgelten zu laſſen. Es iſt mir lieb, daß er jetzt nicht hier iſt; ich fühle, es würde mir in ſeiner Gegenwart ſein, wie einer Verbrecherin in der Gegenwart ihrer Schuldgenoſſen."

Jetzt erwachten die Kinder und fingen an, der erwachten Mutter ſo viel von ihrem gefundenen Schatze zu erzählen, daß Meneuille, von dem ſchreienden Geſchwätz der Kleinen vor Leonidens Ohr und von dem Bettvorhange vor ihrem Auge geſchützt, ſeine Entfernung unbemerkt bewerkſtelligen konnte. Auch Legrange, von ſeiner Sehnſucht nach Auskunft über Saint Hilaire's räthſelhafte Erſcheinung getrieben, überließ Leoniden der Obhut einer vertrauten Pflegerin; aber die Nachforſchungen ſeiner

Boten waren völlig erfolglos geblieben. Keiner von allen war dem fremden Gensdarmen begegnet, und Legrange fing an, geneigt zu werden, Saint Hilaire's Erſcheinung für eine von Leoniden aufgefaßte und Meneuille mitgetheilte Täuſchung zu halten. Vergebens ſah er nach dieſem ſich um und wurde nicht wenig überraſcht, als er erfuhr, der Doctor ſei nach Cordes abgereiſt.

Legrange ahnete mit leichterem Herzen die Veranlaſſung der ſchnellen, fluchtähnlichen Entfernung des Doctors, der, nachdem er ſeine Selbſttäuſchung erkannt hatte, unmöglich ein ferneres Leben unter Leonidens Augen ertragen konnte; doch darauf war Legrange nicht vorbereitet, daß Meneuille ihm nicht mehr Gelegenheit geben werde, über Leonidens Behandlung mit ihm Rath zu pflegen. Zwar ſah er ein, daß, möge Saint Hilaire leben oder todt ſein, es wenigſtens fürs Erſte gefährlich ſei, ihn Leoniden in einem andern Verhältniß, als das ihres Engels, erſcheinen zu laſſen; aber ſie war eine Kranke, die nicht allein des Seelenarztes bedurfte, und unmöglich ſchien es ihm, daß der Freund, der ſeit Jahren

ſie beobachtet hatte, ſie ohne weitere Fürſorge verlaſſen könne. — Und dennoch geſchah es. Noch an demſelben Abend brachte ein Bote aus Cordes ihm ein Handbriefchen folgenden Inhalts von Meneuille:

„Sie wiſſen, daß die Republik alle patriotiſchen Aerzte aufgefordert hat, ſich zum Dienſt in den Feldhospitälern zur Armee zu begeben; ich habe mich zu dieſem Behuf gemeldet, und muß ſchon morgen nach Oberitalien abgehn. Sie haben meine Ehrenrettung bei Leoniden übernommen und ſich um meine Dankbarkeit verdient gemacht; erkennen Sie den Ausdruck derſelben darin, daß ich Ihren Händen meine Kinder übergebe. Unſrer Freundin meinen Scheidegruß. — Sorgen Sie für die Geneſung ihrer Seele; gelingt Ihnen dieſe, ſo wird ihr Körper keiner künſtlichen Unterſtützung bedürfen. — Endlich vertraue ich Ihrer Sorge noch die Reinerhaltung meines Andenkens in Leonidens Gedächtniß; es wird mich beruhigen, ſie in dem Wahn erhalten zu wiſſen, daß nicht meine Leidenſchaft, ſondern daß ihre eigne Phantaſie es war, welche an ihrer Ruhe frevelte.“

„Gott ſei Dank!“ rief Legrange; denn neben

der Erkennung, daß in der Entfernung Meneuille's aus Frankreich und in deſſen lebhaft unterhaltener Thätigkeit das einzige Rettungsmittel des von ſeinen Sinnen mißleiteten Mannes liege, wuchs ihm auch die Hoffnung, daß Leonidens Ruhe, einer bedenklichen Störung überhoben, ihre begonnene Geneſung befördern werde. Er irrte ſich nicht. Sie vernahm ſchweigend, aber wie es ſchien nicht ungern, die Nachricht von Meneuille's Abreiſe, welche Legrange ihr als eine von den Zeitereigniſſen gebieteriſch gefoderte Nothwendigkeit darſtellte; und mit unausſprechlich wohlthuendem Gefühl weidete ihr väterlicher Freund täglich zuverſichtlicher ſein Herz an dem Anblick der wachſenden Geſundheit ihrer Seele und ihres Körpers. Eine einzige Spur nur blieb zurück aus ihrem Blödſinn: die durch ihr Mutterglück und durch ihren Seelenfrieden aufrecht erhaltene Ueberzeugung, daß ſie alle rächenden Feinde ihres vergangenen Lebens durch ihre Leiden mit ſich ausgeſöhnt und einen vorbittenden Engel im Himmel habe. Und wie allmählig ihre Rückblicke häufiger und deutlicher wurden, wie ihr Vertrauen zu dem Freunde ihrer Ju-

gend wuchs; wie er nach und nach, erſt leiſe, dann beſtimmter zu fragen ſich getraute, da öffnete ſie ihm den verhüllten Raum ihrer Vergangenheit, in deren Tiefe nur ein Lebendiger ſeinen Blick geworfen hatte, ein Flüchtling, welchen Leonide keinen Schatten mehr, nur ſein Licht zurückwerfen ſah auf die ſchattenreiche Erde.

Wer es einſt erfahren hat, wie es dem Herzen thut, einen Jahre lang verſpäteten Abſchiedsgruß von einem geliebten Verſchollenen zu erhalten, deſſen Kämpfe, Leiden und Erhebung durch die einfache rührende Schilderung derſelben von den Lippen eines geretteten Mitkämpfers zu vernehmen, der wird leicht das Gefühl ermeſſen, welches Legrange ergriff, als Leonide ihn durch das Dunkel ihrer durchpilgerten Nacht führte; aber eine Bangigkeit, welche ſich nicht mitempfinden läßt, miſchte der Wehmuth des redlichen Mannes eine ungemeſſene Fülle von Bitterkeit zu, als er die Entdeckung machte, daß Leonidens Seelenfrieden einzig auf der feſten Ueberzeugung beruhe: Saint Hilaire ſei todt, er ſei ihr himmliſcher Anwalt, und die Zuverſicht, durch ihn mit

Gott verſöhnt zu ſein, beglücke ſie wahrhafter als je ſein Beſitz ſie beglückt hatte. — Wenn Meneuille und Leonide ſich nicht getäuſcht hatten, wenn Saint Hilaire noch leben und einſt wieder erſcheinen ſollte, — welches Loos bedrohte ſie, wenn ihr vermeintlicher Verſöhner je aufhören ſollte, ihr in der Geſtalt ihres Schutzengels zu erſcheinen?

Nach und nach verminderten ſich aber Legrange's Beſorgniſſe, all ſeine Forſchungen nach dem eben ſo unbegreiflich Erſchienenen als Entſchwundenen waren vergebens, und immer feſter ward ſeine Ueberzeugung, daß Leonidens und Meneuille's Aufregung, im Augenblicke der gehabten Erſcheinung, ihrer Phantaſie ein Trugbild untergeſchoben habe. Saint Hilaire war ja zum Tode verurtheilt, zur Hinrichtung abgeführt worden; welcher Hand auf Erden war es möglich geweſen, das Mordeiſen in ſeinem Falle aufzuhalten? — Nein, Saint Hilaire war kein Erdenpilger mehr; Leonide hatte Recht: er war einer der Engel Gottes geworden.

Im Laufe der Zeit, welche dieſe Ueberzeugung in Legrange's Seele reifte, hatten ſich indeß Ereig-

niſſe zugetragen, die das ganze Verhältniß der kleinen einſamen Familie umgeſtalteten. Die Kinder erinnerten nämlich ſo oft und ſo ungeduldig an ihren Fund, daß Legrange ſogleich, nachdem Leonide ihn weniger zu beſchäftigen anfing, zu deſſen Unterſuchung ſchritt. Mit Mühe zerſprengte er das verroſtete Schloß des Käſtchens, welches eine uralte, ſo gründlich überlaufene Monſtranz enthielt, daß die Gattung des Metalls, aus welchem das Kirchengeräth ſehr künſtlich gearbeitet war, nicht erkannt werden konnte. Auf dem Boden des Käſtchens lag ein Schieferſtück, auf deſſen Platte Worte eingekritzelt waren, welche Legrange folgendergeſtalt entzifferte:

„Ich, Hector Renné von Auverrière, Herr von Auvergne und Albigeois, habe auf Anſtiften meiner Ehegemahlin, Leonide Helene von Levis, dem Papſtthum und ſeinen Werken entſagt. Hab' ich aber ſündlich gethan durch meinen Abfall, ſo möge der Herr ſammt ſeinem eingebornen Sohn, deſſen heiligen Leib, in dieſer Monſtranz eingeſchloſſen, meine Väter angebetet haben, und ſammt dem heilgen Geiſt meiner armen Seele gnädig ſein, denn ich habe

meine Hand nicht befleckt mit Kirchenraub, habe Altar und Beichtſtuhl, Kanzel und Taufſtein, Weihkeſſel und all die lieben Heiligenbilder ſorglich beſchirmt und will ſie auch beſchirmen fürderhin durch eine feſte Wand, welche die alte Kirche trennen ſoll von der neuen. Und unter den Grundſtein dieſer Wand lege ich mit eignen Händen, ohne Vorwiſſen meiner Ehegemahlin, dieſes Täflein nieder und dieſe heilige Monſtranz, damit ich ſie bewahre vor ſchnödem Mißbrauch. Und mög' es dem Herrn gefallen, ſie wieder hervorgehn zu laſſen an das Licht des Tages zum leiblichen oder zum geiſtlichen Frommen meiner Kindeskinder, je nachdem es ſeiner Weisheit gefallen wird. Geſchrieben auf der Burg Luclauſe am heiligen Mauritiustage im Jahre des Herrn 1561."

Legrange nahm Anſtand, Leoniden den Inhalt dieſer mühſam entzifferten Schrift mitzutheilen. Seit ihrer Seelengeneſung hatte ſie mit aller Glut der ihr eigen gewordenen Schwärmerei ihre religiöſen Begriffe wieder geſammelt und ihren Freund wohlgefällig wahrnehmen laſſen, wie bemüht ſie war, die Keime auszurotten, welche Adelens Glaubens-

eifer in die Seelen ihres Zwillingspaares geimpft hatte. Gewarnt durch die Erinnerung an ihre einſtige Hinneigung zur katholiſchen Kirche, hielt Legrange es für das Beſte, den Fund jener Schiefertafel ihr zu verheimlichen, um durch den Zweifel ihres Ahnherrn an die Verdienſtlichkeit ſeines Uebertritts zur neuen Lehre, nicht längſt vergeſſene Gewiſſensſcrupel in Leonidens Seele zu erwecken, und fing an, die Monſtranz genauer zu unterſuchen. Dieſe beſtand aus einem weichen dehnbaren Metall, welches, dem Meſſerdrucke leicht nachgebend, eine Farbe zeigte, die den unkundigen Wardein hoffen ließ, dieſes Metall ſei Gold. Er rieb nun die grünliche Oberfläche, mit welcher die Zeit das Geräth bedeckt hatte, an einigen Stellen ab, und entdeckte, daß es mit zahlreichen Steinen beſetzt ſei. Es gelang ihm, einige derſelben aus ihrer Faſſung zu brechen, und verſehen mit dieſen und einem abgeſchlagenen Stücke von dem Fuße der Monſtranz, begab er ſich nach Cordes zu einem Goldſchmiede, welcher dies Metall für Gold und die Steine für werthvolle Edelſteine erkannte.

Dieſe Entdeckung, welche den Fund wirklich zu

einem Schatze machte, gab Leonidens Lage plötzlich eine ganz andere Wendung. Durch die Maßregeln der ſchlechten Finanzverwaltung jener verſchiedenen Regierungen, welche ſeit zehn Jahren Frankreichs Kräfte ausgeſogen hatten, waren die edeln Metalle faſt ganz aus dem Lande verſchwunden; die Aſſignaten und ſpäter die Mandaten, welche die Stelle des baaren Geldes vertraten, waren zu ſo unglaublich niedern Werthbeträgen herabgeſunken und das Geld in gleichem Verhältniß ſo unglaublich hoch im Preiſe geſtiegen, daß Legrange nicht zweifelte, aus dem Verkauf des Geräths ſo viel zu löſen, als zur Beſitzerlangung der bedeutendſten Nationalgüter erfoderlich war.

Er machte Leoniden mit ſeinen Hoffnungen bekannt und ſchlug ihr vor, mit ihm gemeinſchaftlich eine Reiſe nach Lyon, als der nächſten Stadt zu unternehmen, in welcher ſich Käufer ſeiner Waare in ſolcher Menge vorausſetzen ließen.

Leonidens Auge fing an zu glühen; auf dem Wege nach Lyon blieb Chateaugris zur rechten Hand in geringer Entfernung liegen; ihre Sehnſucht, das

Lieblingshäuschen ihres verklärten Geliebten wiederzuſehen, das freundliche, einfache und einſame Gebäude, unter deſſen Dach er als Jüngling gelebt, und das er hingegeben hatte, um ihr den Beſitz ihres Vatererbes zu erhalten, dieſe Sehnſucht erfüllte ihre Seele mit erſchütternder Gewalt; — kaum vermochte ſie die Beendigung der Vorbereitungen zu erwarten, welche dieſe Reiſe erfoderte, und ſchwer überzeugte ſie ſich von der Nothwendigkeit, daß Legrange ſich zuvor bei ſeiner vorgeſetzten Behörde beurlauben müſſe. Mit einer Lebendigkeit, welche ſeit Jahren ihr fremd geweſen war, hing Leonide an dem Gedanken feſt, unter dem Schatten jener Bäume wieder zu wandeln, welche einſt die Gegenwart ihres Engels geheiligt hatte, deſſen Geiſt ſie ſich auf dieſer geweihten Stelle doppelt genähert wähnte.

Legrange benutzte die Zeit, in welcher ſein erwarteter Urlaub ihn noch feſſelte, die Steine aus der Monſtranz zu brechen und die Arbeit und Form derſelben unkenntlich zu machen, um das Ganze, ohne Aufmerkſamkeit zu erregen, vereinzelnd verkaufen zu können. Endlich lief ſein Urlaub ein; das Gold war

in kleine Klumpen zuſammengeſchlagen; Meneuille's Knaben hatte man einem Freunde in Cordes anvertraut, und Leonide ſaß neben Legrange in dem Reiſewagen; ihren beiden Kindern ununterbrochen mit einer Fröhlichkeit zulächelnd, welche dieſen an der ſonſt ſo feierlich-ernſten Mutter völlig fremd war.

Leonidens Ungeduld zwang ihren Begleiter, die Zahl der gewöhnlichen Tagereiſen zu verringern, und ſo ward denn das erſehnte Ziel ſchnell erreicht. Ein Strom freudiger Thränen ſtürzte aus Leonidens Augen, als der Wagen von dem ſteilen Rhoneufer niederglitt, und der Anblick des entzückenden Thals ſie mit geheiligten Erinnerungen begrüßte. „Seht, meine Kinder!“ rief ſie den Kleinen zu, „in jenem Hauſe hat unſer Engel gewohnt, eh' ich ihn zwang, ſtatt eines Irdiſchen ein Himmliſcher zu werden! — In jenem großen Schloſſe hab' ich an ſeiner Seite gelebt; ſo glücklich, ſo ſelig, bis die Angſt mich faßte vor meinem Verfolger und ſeinen mächtigen Gehülfen. — O, warum ſagt' ich mir nicht, daß unſer himmliſcher Vater allmächtiger iſt, als alle Prieſter auf Erden? — Warum entdeckt' ich nicht meinem

Saint Hilaire meine Furcht und meine Sorgen? — Warum drängt' ich ihn, geſcheucht von meiner Angſt vor elenden Menſchen, ſein Vaterhaus zu verlaſſen, und mit mir in fremde Länder, einem furchtbarern Verderben entgegen zu flüchten, als dasjenige, welches ich hier auf mich lauern ſah!"

Sie verſtummte unter ſchmerzlichen Thränen, aber die Kinder ſchmeichelten und küßten ihre Augen wieder klar, und ſie blickte wieder auf. „Seht," rief ſie, „jener einzelne Pfeiler, der dort hervorragt aus dem Strome, trug einſt einen Bogen der uralten Pont gris, die Euch den ehrwürdigen Namen gegeben hat; Ihr heißt nicht Ainaraude, wie man euch genannt hat, Saint Hilaire de Pont gris, ſo hieß Euer Vater, und ſeinen Namen ſollt Ihr führen und keinen andern." —

An der Fährſtätte ließ Leonide den Wagen halten und ſtieg aus mit ihren Kindern. Lange betrachtete ſie ſchweigend die aus dem Waſſer hervorragende Ruine; dann wandte ſie ſich ſchnell an Legrange und ſprach: „Dieſe Brücke gedachte mein Saint Hilaire herzuſtellen; meinetwillen unterblieb der Bau; die Sorge für mich trieb ihn nach Paris;

er hat ſein geliebtes Vaterhaus nicht wiedergeſehen; laſſen Sie mich vollführen, was er beſchloſſen hat! Ich will das Gold und die Diamanten, welche die Kinder gefunden haben, zur Wiederherſtellung dieſer heiligen Brücke verwenden."

Legrange erſchrak nicht wenig über dieſen vorſchnellen Entſchluß Leonidens und war ſehr verlegen über die Wahl der Wege, ihm triftig zu begegnen; da rief der kleine Godefroy: „Warum kaufen wir denn aber nicht das ganze ſchöne Schloß, welches die Jakobiner meinem Vater geſtohlen haben? Dann bauen wir die Brücke für uns und für keinen Fremden!"

„Ja," rief Leonide entflammt, „ganz Chateaugris wollen wir kaufen! Geſchwind, Legrange! — Treffen Sie Anſtalt!"

Legrange bewies der ungeſtümen Forderin, daß ſie, ehe an einen Kauf zu denken ſei, zuvor ihre Mittel kennen müſſe, und daß man, um dieſe kennen zu lernen, nothwendig vorher nach Lyon eilen und die gefundenen Edelſteine verhandeln müſſe. Leonide erkannte endlich dieſe Nothwendigkeit an und

betrieb die Fortſetzung der Reiſe jetzt noch eifriger als vor dem Beginn derſelben. — Man reiſte ab und kam in Lyon an. Legrange vereinzelte die Juwelen in verſchiedene kleine Theile und erſtaunte über den unerwartet hohen Preis, welcher ihm für ſeine Waare gezahlt wurde. Jetzt war Leonidens Project, die ganze Herrſchaft Chateaugris zurückzukaufen, um ſo leichter ausführbar, als daſſelbe von den Ereigniſſen begünſtigt zu werden ſchien, welche Legrange eingetreten fand, als er mit Leoniden nach dem Ziel ihrer Wünſche zurückgekehrt war. Einer der ſtarrſinnigſten Republikaner hatte ſich für ein geringfügiges Kaufgeld in den Beſitz dieſes reizenden Landſtriches geſetzt und lange Zeit keine Neigung verrathen, den Tummelplatz der Intriguen, aus welchen er ſich mit ſeinen gewonnenen Reichthümern gerettet hatte, wieder zu betreten; plötzlich veränderte aber ein einzelner Mann den Zuſtand der Dinge gänzlich, und jetzt verließ der Beſitzer von Chateaugris ſein Schloß, um als Gegner des kühnen Mannes aufzutreten, welchen die öffentliche Stimme der Abſicht beſchuldigte, die jetzige Verfaſſung umzuſtürzen. Dieſer kühne Mann war der

General Buonaparte, welcher das Heer in Aegypten verlaſſen hatte, um, wie von ſeinen Widerſachern behauptet ward, die Vernichter des Königthums zu Dienern ſeiner Zwecke zu gebrauchen, ſtatt ſich zum Beförderer der ihrigen benutzen zu laſſen. Seine Landung auf franzöſiſchem Grund und Boden riß das Volk aus ſeinem Schlafe, und ſein Auftritt in Paris ſpaltete die gährenden Kräfte in Parteien für und wider die beſtehende Directorialregierung, für deren Erhaltung ihre Freunde kein Opfer zu ſcheuen entſchloſſen ſchienen.

Dieſe Geſtaltung der Dinge machte den gewünſchten Erfolg des Projectes, welches Leonide mit allen Kräften ihrer Seele aufgefaßt hatte, ſehr wahrſcheinlich. Es ließ ſich erwarten, daß dem Grundherrn von Chateaugris, Kraft ſeiner Stellung als Parteihaupt, einem ſo mächtigen Gegner, als Buonaparte war, gegenüber, mehr an dem Beſitz einer großen baaren Geldſumme als an einem Grundeigenthum liegen müſſe; aber dieſe Vorausſetzung war keinesweges richtig. Die Reichthümer, welche der ehemalige Sansculotte zuſammengeraubt hatte, waren ſo be-

trächtlich, daß er es nicht nöthig zu haben glaubte, ſein Grundbeſitzthum aufzugeben, um ſich in den Stand zu ſetzen, ſeine Partei zur ſiegreichen zu machen, und Leonide, von ihren ausſchweifenden Hoffnungen zu einer Zuverſicht emporgeſchwungen, welche keinen Zweifel an das Gelingen ihres Entwurfes aufkommen ließ, ſank mit beängſtigender Faſſungsloſigkeit in Legrange's Arme, als dieſer ihr die Vernichtung ihrer Hoffnungen mittheilte. Troſtlos durchwanderte ſie die Fluren, welchen ſie eine Fremde zu bleiben beſtimmt war, und weinte mit ihren Kindern auf jeder Stelle, welche ihr gemeinſchaftlicher Engel durch ſeine Gegenwart zu einer Heiligen geweiht hatte; da blieb ihr thränenreiches Auge an einem kleinen, aber reichen Freudenquell hängen; ſie ſtand vor dem Landhauſe, welches ihres Gatten unabhängiges Eigenthum geweſen und ihretwegen von ihm aufgegeben worden war. All' ihre Wünſche ſammelten ſich jetzt auf dieſen einzigen Punct; ſie beſtürmte Legrange mit Bitten, ihr den Beſitz dieſes Häuschens zu erwirken, und das Glück zeigte ſich ihrem beſcheidenen Streben günſtig. Legrange

fand den Eigenthümer des kleinen, wenig einträglichen Landgutes zu deſſen Entäußerung geneigt, und mit einem rauſchähnlichen Entzücken empfing Leonide die gerichtliche Verhandlung, welche ſie als die Beſitzerin dieſes engbegränzten Edens beglaubigte.

Plötzlich verfinſterten ſich ihre Züge; ihre Augen flammten, während ihre Wangen erblichen. „Legrange! was haben Sie hier ſchreiben laſſen?" rief ſie, indem ſie auf eine Stelle, gleich zu Anfange des Kaufbriefes, deutete. „Sie haben mich Ainaraude's Wittwe genannt; Ainaraude's Wittwe darf Saint Hilaire's Nachlaß nicht beſitzen!" Mit dieſen Worten zerriß ſie das Patent und ſprach: „Laſſen Sie einen andern, einen auf mich, Saint Hilaire's Wittwe, lautenden Kaufbrief ausfertigen. Ich war Saint Hilaire's Weib, nachdem Ainaraude längſt im Grabe ſchlummerte!"

Legrange machte dieſe Forderung ſehr beſtürzt. „Sie verlangen eine Unmöglichkeit," erwiederte er. „Sie gefährten Ihre Sicherheit, wenn Sie den Namen ablegen, unter welchem Sie begnadigt worden ſind. Die Wittwe Ainaraude und nicht die

Wittwe Saint Hilaire iſt es, welcher Meneuille die Freiſprechung ausgewirkt hat.“

„Die Wittwe Saint Hilaire iſt nie in Anklageſtand verſetzt geweſen, folglich bedurfte ſie auch keiner Freiſprechung!“ verſetzte Leonide. „O, Legrange!“ fuhr ſie mit ſteigender Bewegung fort, „laſſen Sie mir die Mittel, mich ſelbſt zu täuſchen, mich zu überreden, ich ſei nie von Saint Hilaire getrennt geweſen; Ainaraude ſei nie zwiſchen ihn und mich getreten; ich hätte nie dieſen Namen geführt! — O, könnten Sie mich das vergeſſen machen!“

„Das kann ich!“ rief Legrange, hingeriſſen von der Gewalt ſeines unwiderſtehlich erregten Mitgefühls. „Wiſſen Sie, daß Sie von Saint Hilaire nie geſetzlich getrennt geweſen ſind! Ainaraude hat es Meneuille geſtanden, daß er Sie betrogen habe, als er mit Hülfe eines falſchen Documents die Auflöſung Ihrer erſten Ehe Ihnen glaubhaft machte. Sie haben nie aufgehört, Saint Hilaire's Gattin zu ſein, und ſind jetzt ſeine Wittwe. Aber nun begnügen Sie ſich mit Ihrer Kenntniß dieſes Geheimniſſes; genug, daß Sie es wiſſen, wer Sie ſind;

was kann Ihnen daran liegen, wie die Welt Sie nennt?“

Leonide hatte mit wachſender Spannung aufgehorcht. „Gott — gnädiger, barmherziger, liebreicher Gott!“ rief ſie aus, „ſo nimmt denn Deine Vaterliebe das letzte Kummergewicht von meiner Seele! So ſind meine Kinder dann keine Baſtarde! Sie ſind die Früchte einer rechtmäßigen Ehe? — Aber dann ſind Sie auch die geſetzlichen Erben des Namens ihres Vaters, und dieſes heiligen Erbes darf ich ſie nicht berauben! Gehen Sie, Legrange, bieten Sie dem Mann, welcher dieſen Kaufvertrag entworfen hat, mein halbes, ja mein ganzes Vermögen für die Umänderung des Namens Ainaraude in Saint Hilaire.“

Legrange ging, ſeine Brieftaſche mit einer Maſſe geldwerther Papiere gefüllt, zu der Gerichtsperſon, welche den Handelsvertrag zwiſchen dem Verkäufer und der Käuferin gerichtlich beſtätigt hatte, und es wurde ihm nicht ſchwer, den Umtauſch der beiden Namen auf dem Papiere zu erwirken. Er kehrte mit dem neuausgefertigten Document zu Leoniden

zurück, welche nun mit Stolz und Entzücken ihre Kinder in den Arm ſchloß und begeiſtert ausrief: „Jetzt ſeid ihr die Erben des Namens, den unſer Engel geführt hat auf Erden!“

Es war nicht leicht, Leoniden zur Rückkehr nach Luclauſe zu bewegen, um dort die Einrichtung ihrer neuen Wohnung zu ihrer Aufnahme abzuwarten, und nur das Gefühl der Unentbehrlichkeit ihres Freundes Legrange, welcher erſt ſein Amt niederlegen mußte, ehe er ſie in ihr neues Verhältniß begleiten konnte, vermochte ſie, ſich noch einmal von ihrem Paradieſe loszureißen.

Mit recht ſchmerzlichem Gefühl löſ'te Legrange die Bande, welche ihn an ſeine heimatliche Gegend knüpften; er war ſich bewußt, in ſeiner bürgerlich-amtlichen Stellung ſo wie in ſeiner geiſtlichen viel Gutes geſtiftet, viel Böſes verhindert zu haben, und erkannte die dringende Nothwendigkeit, gerade in der gegenwärtigen Gährung beide Aemter, ſein öffentliches, ſo wie ſein im Geheim verwaltetes, in den Händen redlicher Männer zu wiſſen. Endlich hatte er für ſeine im Stillen vereint erhaltene Heerde

einen Hirten gefunden, welcher ſeinen Fußtapfen treue Nachfolge verſprach; der Ausbau der Kapelle war beendet; ſeine obrigkeitliche Würde anderweit vergeben, und dennoch verzögerte er ſeine Abreiſe, welche Leonide mit heftiger Sehnſucht betrieb, von Woche zu Woche, feſtgehalten von der Hoffnung, ſeinen Blick noch an die Ernte ſeiner Saaten weiden zu können. Der General Buonaparte hatte nämlich den Umſturz der Regierung vollbracht, und aus den Händen des nunmehrigen erſten Conſuls erwartete Legrange die endliche Erfüllung ſeiner Jahre lang genährten Hoffnung: die Stiftung einer allgemeinen franzöſiſchen Kirche; der Anblick der Frucht ſeiner langen geheimen Arbeiten ſollte ihn in ſeine Zurückgezogenheit begleiten. Klein und zerſtreut hatte er ſeine Gemeinde empfangen, geſammelt und vermehrt dachte er ſie ſeinem Nachfolger zu übergeben; der neue Machthaber fand es aber angemeſſener, das franzöſiſche Volk zu Meſſe und Beichtſtuhl zurückzuführen. Er erklärte die alte katholiſche Kirche zur herrſchenden in Frankreich.

Dieſer unerwartete Schlag traf Legrange mit

nie empfundener Schwere. Er verlor den Muth, ferner zu wirken, und erklärte ſich bereit, Leoniden ohne Aufſchub zu begleiten. — Aber ſein Abzug von Luclauſe ſollte kein freiwilliger ſein.

Meneuille's älteſtem Sohn war es nicht möglich geweſen, ſeine Entrüſtung über Legrange's Entweihung der heiligen Bildſäulen in der Kapelle ſchweigend zu tragen; das Gerücht von der That des kalviniſtiſchen Prieſters hatte während deſſen Anweſenheit in Lyon und Chateaugris ſich mit vergrößernden Zuſätzen verbreitet, und nur ſeine obrigkeitliche Würde ſchützte ihn nach ſeiner Wiederkunſt vor der Rache vieler, aus dem langen Schlummer erwachter Altgläubigen, deren Fanatismus in offene Flammen emporloderte, nachdem der erſte Conſul die alte Staatsreligion in Frankreich hergeſtellt und Legrange ſich ſeiner amtlichen Würde entkleidet hatte.

Es war an einem Sonntage, als er ſeine kleine Gemeinde, um ſie den Händen ſeines Nachfolgers zu übergeben, in der viel zu geräumigen Kapelle verſammelt hatte, als plötzlich die Thür erbrochen

wurde und ein wüthender Volkshaufe aus dem umwohnenden Landvolk und den niedern Klaſſen der Bürger von Corbes gemiſcht, eindrang. Einige Secunden lang feſſelte das Ueberraſchende des Anſturms dieſer Raſenden die verſammelte Gemeinde; als aber die Fanatiker Hand an den verehrten Geiſtlichen legten und ihn vom Altar hinwegriſſen, da erwachte auch die Wuth der Kalviniſten; ein Kampf, wie Frankreich ihn ſeit zehn Jahren nicht geſehen hatte, entbrannte unter ſeinen Bürgern, welche ſeither ganz andere Intereſſen als die der religiöſen Anſichten zu verfechten gewöhnt worden waren. — Es gelang endlich Legrange's beſonnenen Freunden, ihn und Leoniden zu entfernen, und während die Stürme durch die Zerſtörung des erneuerten Tempels ihrer Wuth Nahrung gaben, warf ſich der verrätheriſche Knabe reuig zu Leonidens Füßen und beſchwur ſie, noch heute zu fliehen, weil das aufgebrachte Volk, deſſen Fanatismus ſeine Unvorſichtigkeit geweckt habe, entſchloſſen ſei, ſie und Legrange zu morden.

Dieſes Geſtändniß beſchleunigte die Flucht der ganzen Familie. Legrange nahm Meneuille's Kin-

der, Leonide die ihrigen zu ſich in den Wagen, und Luclauſe ward auf immer verlaſſen.

Legrange's Edelmuth machte ihn unfähig, den Anſtifter dieſes Unheils das folgenſchwere Werk ſeiner Glaubenswuth entgelten zu büſſen; doch war es dem redlichen Manne höchſt erwünſcht, daß Meneuille, deſſen Trübſalen das Verhängniß endlich ein Ziel geſetzt hatte, gerade in dieſer Zeit ſeinen beiden älteſten Söhnen eine andere Beſtimmung anwies. Es war ihm nämlich geglückt, einen ſchwerverwundeten Günſtling des Generals Maſſena zu retten; dieſe Cur zog die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn, und als der erſte Conſul, welcher die Leitung des Heeres ſelbſt übernahm, bei Beſichtigung der Krankenanſtalten die Feldhospitäler, welchen Meneuille vorſtand, vorzüglich lobenswerth verwaltet fand, da war das Glück des thätigen Oberarztes entſchieden. Sein erſter Schritt auf der Bahn des Glückes führte ihn auf eine Stelle in der Conſulargarde; ſpäter vertraute der erſte Conſul ihm ſeine eigene Perſon an und beförderte in den Strahlen ſeiner Sonne den Wachsthum des Glückes ſeines verdienteſten Arztes.

Während das Glück ſich in Meneuille's Erhebung gefiel, warf es auch Leoniden einen ſehr freundlichen Blick zu. Der Beſitzer von Chateaugris hatte, als er ſich von ſeiner leidenſchaftlichen Vorliebe für die beſtehende Verfaſſung zu Gewaltſchritten gegen den mächtigen Feind derſelben verleiten ließ, ſeine Kraft überſchätzt: er ward gefangen, zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, ſein von Blut und Thränen beflecktes Beſitzthum eingezogen, und Leonide erſtand in der öffentlichen Verſteigerung des Nachlaſſes jenes Bürgerlich-Todten, das Vatererbe ihres Saint Hilaire.

Mit dem Entzücken eines Kindes am Weihnachtsabend durchflog die glückliche Leonide den Garten und die glänzenden Zimmerreihen des Schloſſes, aber ihre Fröhlichkeit verminderte ſich von Schritt zu Schritt. Der Zauber dieſes Paradieſes war unter den blutigen Fußtapfen der marſeiller Banden verſchwunden, welche vor ſechs Jahren nach Paris ſtürmend, das Verderben durch dieſe Gegend getragen und ihren Haß gegen den Ariſtokraten, der ſich erfrecht hatte, dieſes Eden zu erwerben, an den

todten Gegenſtänden, welche niet- und nagelfeſt der Raubſucht widerſtanden, bekundet hatten. Immer nagender ward Leonidens Wehmuth; vergebens ſuchte ſie in dieſem entſtellten Gerippe die Spur ſeiner geſchiedenen Seele. Nichts, nichts als dieſe todten Wände zeugten von ihm, der ihnen und ihr einſt Leben gegeben hatte; aber dies Zeugniß glich der Stimme eines Grabmals, die von nichts als von dem Todten ſpricht, auf deſſen Aſche es gegründet iſt. Zum erſtenmale, ſeit Saint Hilaire ſie mit irren Sinnen aus ſeinen Armen gleiten ließ, um ſeinen Todesgang anzutreten, empfand ſie die Schrecken ſeines Todes und die Leere ihrer Welt. Ach überall hatte die Nähe des Engels ihr genügt, aber hier, wo er menſchlich an ihrer Hand gewandelt hatte, hier genügte der Engel ihrer Sehnſucht nicht mehr. Dies Zimmer war das ſeinige geweſen; dieſes Fenſter hatte die Ausſicht nach Petitchateau, ſeinem Lieblingsgütchen und nach der zertrümmerten Drômebrücke. — Wie manche Stunde mochte er einſam an dieſem Fenſter geſtanden und geweint haben — die bitterſten Thränen — um ſie! — Ein unbeſchreib-

liches Weh zerriß ihre Seele, da — der Athem verſagte ſich ihr — ihre ganze Seele ward Auge — da ſtand auf einer Fenſterſcheibe, vielleicht der einzig erhaltenen im ganzen Schloß, ihr Name, von Saint Hilaire's Hand mit einem Diamant eingegraben. Jetzt ſchien ihr das Todte beſeelt; ſie fühlte ſich nicht mehr allein! — Aber ihr Glück war zu gewichtig, um es ungetheilt tragen zu können; ſie rief ihre Kinder, um ihnen das Denkmal der Liebe ihres Vaters zu zeigen.

Fröhlich kamen die Kinder angeſprungen. „Seht, ſeht!“ rief Leonide ihnen entgegen, auf die Schrift deutend. — „Das hat unſer Vater geſchrieben,“ ſprach Godefroy. „Eben hat Legrange ſeine Handſchrift gezeigt; er hat ein großes altes Buch gefunden mit vielen Bildern; und mein Name, von meines Vaters Hand geſchrieben, ſteht darin.“

„Wo? — wo iſt das Buch?“ unterbrach Leonide den Knaben und riß ihn mit ſich fort zu Legrange hin. — Das Buch lag noch aufgeſchlagen auf dem Tiſche, und Leonide las:

„Heute hat Gott der alten Pontgris den neuen

Pfeiler gegeben. Heute gebar meine Leonide mir meinen Godefroy. Chateaugris den 18. April 1789."

„Jeſus! — Mein Sohn!" ſchrie Leonide und warf ſich in Legrange's Arm. „Meinen Sohn geben Sie mir, und ich will nichts mehr bitten von Gottes Gnade als ein ſeliges Ende! Ich ging umher und ſuchte mit einer unverſtandenen Sehnſucht; ich glaubte den Todten zu vermiſſen, der mir immer nah iſt, der mich nie verläßt; — aber es war der Lebende, den ich ſuchte! Mein Sohn war es! — Geben Sie mir meinen Sohn!"

Legrange erinnerte Leoniden an die Schritte, welche er längſt gethan hatte, um den älteren Godefroy in ſein Vaterland zurückzuführen, und an die Schwierigkeiten, welche der gegenwärtige Krieg ſeinen Bemühungen entgegengeworfen. Insgeheim hatte er jedoch ſchon an der Ausführung eines neuen Planes, den Knaben ſeiner Mutter bald wiederzugeben, gearbeitet, und entdeckte dieſer jetzt, daß es durch Meneuille's Mitwirkung gelungen war, den erſten Conſul zu veranlaſſen, von dem churſächſiſchen Hofe

die Auslieferung des jungen Saint Hilaire an deſſen Mutter zu fodern.

Leonidens Freude über dieſe Entdeckung war eben ſo ausſchweifend als ihre Ungeduld, und als Meneuille's nächſter Brief die nahbevorſtehende Ankunft des kleinen Emigranten meldete, indem die Nachricht eingegangen ſei, daß das obervormundſchaftliche Gericht in Dresden von ſeiner Behörde den Befehl erhalten habe, ſeinen jungen Mündel an deſſen Mutter auszuantworten, da fing der Freudentaumel dieſer Glücklichen an, Legrange beſorgt für die Erhaltung ihrer zu heftig beſtürmten Geiſteskräfte zu machen; als aber Woche auf Woche ohne weitere Kunde von dem Erſehnten verſtrich, als die Zeitungen von der Wendung der ſtreitenden Kriegsheere nach dem Norden der Schweiz berichteten, und als endlich Leonide mit einem neuen Zeitungsblatt in der Hand, ſinnlos vor Angſt zu Legrange hintaumelte und ihm zuſchrie: „Leſen Sie! leſen Sie! mein Kind iſt gemordet!" da entſank ihm völlig der Muth, die Dauer ihrer Geneſung zu hoffen. Sein richtiges Gefühl leitete ihn jedoch, ſeine Zuflucht zu Leonidens Glauben an

ihren himmliſchen Vertreter zu nehmen, und ſie faßte den Troſt, welchen er ihr bot, gläubig auf. „Sie haben Recht!“ ſprach ſie nach langem tiefen Sinnen: „Mein Engel iſt ja nicht nur der meinige, er iſt auch meiner Kinder Engel! mein Godefroy lebt! er muß leben und ich muß ihn wiederfinden, ſo wahr Gott nichts Zweckloſes thut noch geſchehen läßt auf Erden. Um meinen Sohn wiederzuerkennen, hab' ich ihn zeichnen müſſen mit meinem Abſchiedskuſſe! Das hat Gott mir eingegeben, denn Gott will mich nicht trennen von ihm auf ewig!“

Legrange unterſtützte ihre Hoffnung nach Kräften, ſo wenig er geneigt war, dieſelbe zu theilen. Eine Reihefolge blutiger Gefechte zwiſchen den Franzoſen und den Ruſſen hatte ſich durch das Engithal gezogen und bei Zürich geendet; in dieſem Thale lag Irwang, der Wohnort des Erziehers des jungen Saint Hilaire, und nur ein nicht zu hoffendes Wunder konnte dieſen in dem Sturme der abwechſelnd ſiegenden und beſiegten Heere geſchützt haben. Die Nachricht, welche Legrange durch ein züricher Handlungshaus über das Schickſal des Pädagogen Ulrich

und ſeiner Pflegebefohlenen einzog, beſtätigte ſeine Beſorgniſſe; das ganze Engithal war eine große Ruine geworden, und namentlich das Dorf Irwang völlig verſchwunden von der Erde. Herrn Ulrich hatte ein brennender Balken ſeines zuſammenſtürzenden Hauſes erſchlagen; ſeiner Wittwe war es gelungen, ſich mit einigen ihrer Zöglinge nach Zürich zu retten, aber mehre derſelben, nach dem Grundſatze ihres bisherigen Erziehers mit ihrer Eltern Namen und Verhältniſſen größtentheils unbekannt, blieben ſpurlos verloren. Unter den Wiedergefundenen befand ſich der junge Saint Hilaire nicht, und Legrange mußte es für ein Glück erachten, der Wahrſcheinlichkeit, daß der Knabe in dem brennenden Gebäude oder unter der Pike eines Kalmücken geendet habe, noch die Möglichkeit entgegenſetzen zu können, daß er von den fliehenden Barbaren fortgeriſſen, nach den Wüſten am weißen oder am kaspiſchen Meere geſchleppt und das Wunder ſeiner Errettung noch zu hoffen ſei. Aber auch dieſer elende Troſt fing an, ſich ihm zu verſagen, nachdem er ein Jahr lang all' ſeine Mittel erſchöpft hatte, zu einer ſichern Kunde

über den Verſchollenen zu gelangen. Vergebens bot er in den geleſenſten Zeitungsblättern des In- und Auslandes Summen auf Summen für eine genügende Auskunft von dem verſchwundenen Knaben, und gleich vergeblich blieben die Nachforſchungen nach demſelben im Innern des unermeßlichen Rußlands, welche ſelbſt von deſſen Hofe unterſtützt wurden. Es fand ſich Niemand, der den Preis zu verdienen vermochte, welchen Legrange für eine Nachricht von dem Leben und Aufenthalt des verlorenen Kindes ausgeſetzt hatte.

Mit drückender Angſt gedachte Legrange jetzt der Nothwendigkeit, Leoniden, welche über alle Erwartung ruhig geblieben war, allmählig auf den Verluſt ihrer Hoffnung vorzubereiten, eine Maßregel, die ihm um ſo erforderlicher ſchien, als jeder ihrer Schritte ihre Ueberzeugung andeutete, daß ihr verlorener Godefroy lebe und wiederkehren werde. Sie betrieb den Bau der zertrümmerten Brücke, von deren Beſtand der Aberglaube die Fortdauer des Saint Hilaire'ſchen Geſchlechts abhängig wähnte, mit unermüdlichem Eifer, und ließ, nachdem ſie am Tage

der Feier des großen Weltfriedens den vollendeten Bau eingeweiht hatte, einen Flügel des Schloſſes für ihren Sohn einrichten, damit er Nichts vermiſſe, wenn er in ſein Vaterhaus zurückkehre.

Längſt ſchon hatte Legrange einzelne Warnungen hingeworfen, den Hoffnungen, welche Leonide mit leidenſchaftlicher Glut feſthielt, nicht zu unbedingt zu vertrauen; jetzt, als ſie zuverſichtlicher von der nahen Ankunft des Erwarteten ſprach, glaubte er deutlicher von ſeinen Beſorgniſſen reden zu müſſen, um ſie nicht zu überraſchend dem Schmerz einer gebrochenen Lieblingshoffnung preiszugeben. Er fing damit an, ſeine Zweifel zu äußern, daß Gott ſein Leben friſten werde, um ſie in der Vereinigung mit all' ihren Kindern glücklich zu ſehen. Leonide fiel ihm ſogleich in's Wort: „Haben Sie das je gehofft?“ fragte ſie haſtig, — „dann haben Sie ſich getäuſcht! Mein Sohn lebt unter dem Schutze ſeines verklärten Vaters; er wird zurückkehren, aber nicht um mich durch ſeine Gegenwart irdiſch zu beglücken; nein, ich bin ihm nie Mutter geweſen; wie dürft' ich hoffen, daß er mir Sohn werden könne! — Der Bote ſeines

Vaters wird er ſein! Ihn wird mein Engel ſenden, um mich abzurufen in ſeinen Himmel; mein Kind wird mir den Todsgruß bringen, wenn es den Willkommskuß auf meine Lippen drückt."

Legrange erkannte das Gefahrvolle dieſer Ueberzeugung, welche Leonide ganz im Stillen aus ſeltſamen Trugſchlüſſen entwickelt hatte und jetzt, reizbarer als je, feſthielt. Befangen von dieſem Aberwahn drohte wirklich der erſte Kuß ihres Sohnes ihr zum Scheidekuſſe des Lebens zu werden; doch die gereifte Ueberzeugung, daß dieſer Sohn nie ihre Lippen mit den ſeinigen berühren werde, verbunden mit der Wahrnehmung, daß Leoniden's hohe Gemüthsruhe einzig dieſem Wahne entquelle, bewogen Legrange zu dem Entſchuſſe, dieſen Hüter ihres Friedens durch keinen ferneren Einwurf mehr zu erſchüttern.

Endlich hatte Leonide die Vorbereitungen zu dem Empfange ihres Sohnes beendet, aber der ſehnlich Erwartete blieb aus. — Da ward ſie unruhig und plötzlich überraſchte ſie Legrange mit dem Vorſchlage, ſie auf einer Reiſe nach dem Engithale zu begleiten.

Das Mutterauge, behauptete ſie, ſehe ſcharf, und dort, wo die Spur ihres Kindes verloren gegangen ſei, werde ſie dieſelbe wiederfinden.

Legrange gab mit ahnungsſchwerer Bangigkeit ihrer Forderung nothgedrungen nach. Er fürchtete, dort werde ſie die Nichtigkeit ihrer Hoffnung entdecken, und unter dieſen Umſtänden dürfte er es nicht wagen, ſie allein die Reiſe antreten zu laſſen, nachdem er dieſelbe vergeblich zu verhindern geſucht hatte. Er nebſt ihren beiden Kindern begleitete ſie.

Das zerſtörte Dorf Irwang war ſchon wieder aus ſeinen Ruinen emporgeſtiegen und die Spur des verheerenden Krieges überall von den vereinigten Händen der Zeit und der Menſchen vertilgt. — Ein freundlicher Landmann ſchritt den Forſchenden als Wegweiſer nach der Wohnung der Madam Ulrich, welche ſich auch wieder hier angeſiedelt hatte, voraus; der in den Felſen gehauene Steig war jedoch nur für Fußgänger berechnet und kein ſtolzes Wagengleis führte nach der beſcheidenen Hütte der Wittwe. Die Reiſenden ſtiegen aus, wanden ſich durch die Biegungen des Pfades und plötzlich hörte Legrange

Leoniden, welche vor ihm herſchritt, laut aufſchreien; — mit Gemſenſchnelle ſtürzte ſie voraus, er eilte ihr nach, und ſah ſie, mit dem Ausruf: „mein Engel! mein Engel!" zu den Füßen eines Mannes niederſtürzen, welcher in der belaubten Vorhalle des Häuschens der Madame Ulrich neben dieſer ſtand.

Verſteinert ſtarrte Legrange den Fremden an, deſſen Züge immer bekannter in ſein Gedächtniß drangen. Auf einmal erwärmte ſich ſein vom Schreck verkühltes Blut; er flog Leoniden nach, richtete ſie auf und rief: „Nicht ſein Geiſt iſt's! Er lebt! Er iſt es ſelber! Saint Hilaire! Ihr Gemahl!"

„Nicht mein Engel?" ſtammelte Leonide und ſank bewußtlos zurück in Legrange's Arme.

Zweites Capitel.

Fürchterlich iſt's,
Das Reich der Zerſtörung
Im Geiſte durchwandern,
Und mit dem namenloſen Entſetzen
Das Stimmengetös in der Verweſung Grabe
Wiederhallen hören:
„Das that die Sünde!“
Schubart.

Die wunderähnliche Wiederkehr des Todtgeglaubten aus dem Grabe erfodert einen Rückblick auf deſſen Vergangenheit von jener Morgenſtunde an, in welcher er ſich aus Leonidens Armen riß, um über das Blutgerüſt hinweg dem ewig abendloſen Tage entgegenzugehen.

Drei Karren fand Saint Hilaire, als er aus dem Thore des Gefängniſſes trat, zur Aufnahme der Verurtheilten bereit, und nahm mit feſter Haltung

den Siß ein, welchen ein Beamter der Municipalität ihm anwies.

„Nun Pfäffchen," ſprach der Kerkermeiſter zu einem andern Gefangenen, welchen er an den Wagen begleitete; „geſtern prahlteſt Du, Deine Guillotine ſolle noch gebaut werden, aber Du haſt Dich geirrt; ſie iſt ſchon fertig! Marſch! Steig auf!"

„Noch einen Augenblick Geduld, Brüderchen," erwiderte der verhöhnte Arreſtant, und ſetzte, indem er ſich umſah, hinzu: „wer hat denn hier eigentlich zu befehlen?"

„Ich!" erwiederte der Municipalbeamte vortretend; „ich habe zu befehlen, und ich befehle, daß Du, ohne ein Wort zu verlieren, Dich auf dieſen Wagen ſetzeſt, um Deinen Kopf an dem gehörigen Orte abzuliefern."

„Der gehörige Ort für meinen Kopf iſt das Tribunal," antwortete der ſtörrige Verurtheilte; „wißt, daß mit dem Fall meines Kopfes Euch ein wichtiges Geheimniß verloren geht. Bringt mich noch Einmal vor das Tribunal, ich will dort eine Entdeckung niederlegen, die —"

„Auf den Karren mit dem Schwindler!“ ſchrie der Beamte, und der angebliche Beſitzer des wichtigen Geheimniſſes ward unter dem Frohlocken des umſtehenden Pöbels, deſſen Jubelgebrüll ſein Gekreiſch überſchrie, auf den Wagen an Saint Hilaire's Seite geworfen. Jetzt ſah dieſer ſeinen lärmenden Gefährten an, und erkannte den Aumonier der Compagnie des Marquis von Montesquiou, den Pater Curiot, welcher, je näher er ſeinem gefürchteten Ziele kam, je lauter ſchrie, bis es ihm endlich gelang, die Aufmerkſamkeit des Municipalbeamten zu feſſeln.

„Was ſchreiſt Du da, Pfaff?“ fragte dieſer, neben dem Wagen herſchreitend.

„Ich will Euch Gaſtou's Kopf ſtatt des meinigen ausliefern,“ ſchrie der Feldpater. „Ich weiß, wo Gaſtou iſt und will es Euch entdecken, wenn Ihr mir Leben und Freiheit verſichert,“ fuhr er fort; und mit der Schnelle eines Lauffeuers verbreitete ſich von Mund zu Mund das Geſchrei des Pöbels: „Laßt ihn los! Herunter mit ihm von dem Wagen! Wo iſt der Vendéer Perückenmacher? Ant-

worte, Pfaff, oder wir nageln Dich mit Händen und Füßen an den Laternenpfahl!"

„Hier iſt er!" ſchrie Curiot, Saint Hilaire's Arm packend und ihn emporreißend. „Dieſer iſt Gaſtou! Ihn nagelt an die Laterne! Ich bin ein guter Republikaner!"

„Glaubt dem Elenden nicht! Er will ſein Leben durch eine Lüge erkaufen! Ich bin nicht Gaſtou!" rief Saint Hilaire, aber ſeine Stimme war zu ſchwach, um das Getöſe zu durchdringen, welches den endlich gelungenen Fang des in allen Winkeln Frankreichs vergeblich geſuchten Ariſtokratenfriſeurs mit zahlloſen Stimmen von Straße zu Straße verkündete.

Der Beamte, welcher den Zug der Verurtheilten begleitete, glaubte dem Vorſitzer des Revolutionstribunals von der Angabe des Paters Bericht erſtatten zu müſſen, und erhielt Befehl, dieſen ſowohl als den vorgeblichen Gaſtou ſogleich noch Einmal vor den Gerichtshof ſtellen zu laſſen.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ſterben!" ſchrie Saint Hilaire, als man ihn zwang, an Curiots Seite auf dem Wagen zu bleiben, wäh-

rend ſeine Mitverurtheilten dieſen verließen und die Stufen der Guillotine beſtiegen.

„Seien Sie ruhig!“ flüſterte Curiot ihm zu, indem der Wagen dem Stadthauſe entgegengelenkt wurde. „Ich bin Ihr Freund, und was ich thue, geſchieht, um Sie zu retten. Bekennen Sie ſich, wenn man Sie fragt, keck für Gaſtou und ich verbürge Ihnen Ihr Leben!“

„Wer ſagt Ihnen denn, daß ich zu leben wünſche?“ rief der Graf, aber der Lärm der wirbelnden Trommeln, deren Donner die beginnende Arbeit des Mordgeräths verkündete, und das Gebrüll ſeines Nachbars, deſſen Lunge ein „vive la République“ nach dem andern erſchöpfte, ließ ſeine Frage ungehört verhallen. Jetzt hielt der Wagen am Ziel und eine Abtheilung Nationalgarden begleitete den vermeintlichen Vendéehelden und deſſen Verräther in den Sitzungsſaal.

Der Präſident, mit einem Blatte in der Hand, trat vor Saint Hilaire hin, blickte bald auf dieſen, bald auf das Papier, und ſprach: „Die Beſchreibung trifft ziemlich genau zu; nur das Haar und

der Bart durften dunkler ſein. — Sie ſind“ — wandte er ſich an den Grafen, — „alſo derſelbe Gaſtou, welcher am 10. März dieſes Jahres in Saint Florant das thörichte Volk der Vendée aufwiegelte, ſich den Beſchlüſſen des Nationalconvents zu widerſetzen und die Aushebung der Conſcribirten zu verhindern? — Derſelbe, welchem es gelungen iſt, ſich den Nachforſchungen der Behörden durch die Flucht zu entziehen, und den unſre Steckbriefe bis heute vergeblich verfolgt haben? — Antworten Sie.“

„Ich bin nicht Gaſtou,“ antwortete der Graf mit feſtem Tone. „Ich bin der Graf Saint Hilaire de Pont gris, der erſte Edelmann in Frankreich, welcher das Joch ſeiner Vaſallen brach, und dennoch als Vaterlandsfeind geächtet wurde. Ich habe, um das mir verſagte Recht zurückzuerobern, den Boden Frankreichs mit den Waffen in der Hand betreten, und bin bereit, mein Vergehen auf der Guillotine zu büßen. Laſſen Sie mich abführen.“

„Es iſt nicht wahr!“ ſchrie der Pater. „Dieſer Bürger, der ſich einen Grafen nennt, iſt Niemand anders als der royaliſtiſche Perückenmacher Gaſtou

aus Saint Florant. Ich kenne ihn genau und habe, als ich ihn geſtern wiederſah, nachdem ich von dieſem Saale in mein Gefängniß zurückgeführt wurde, ihn ſogleich erkannt. Spannt ihn auf die Folter, wenn er zu leugnen wagt."

„Pfui!" rief der Präſident, „Frankreichs menſchlichen Tribunalen iſt die Folter fremd. — Mag die oberſte Behörde der Republik — mag der Nationalconvent ſelbſt in dieſer Angelegenheit entſcheiden." — Er kehrte ſich zu den Beiſitzern des Gerichts, ſprach einige unverſtändliche Worte, und eben im Begriff, ſein ganzes vorheriges Verhältniß umſtändlich zu entwickeln, fühlte Saint Hilaire ſich ergriffen und hinausgeführt. Eine zweite, nicht minder kräftige Fauſt bemächtigte ſich des Paters, der mit höhniſchem Grinſen ſeinem Widerſacher an einem offnen Wagen entgegentrat, welchen ein Gendarm Beiden zu beſteigen gebot.

„Wohin ſoll die Reiſe gehen?" fragte dieſen der Pater, ſeinen Platz einnehmend.

„Nach Paris," war die Antwort, und zuſammenſchaudernd rief Saint Hilaire, während vier

rüſtige Bewaffnete vor und hinter den beiden Verurtheilten aufſaßen: „Unglücklicher! was haben Sie gewonnen durch Ihr unhaltbares Gewebe von Lügen?"

„Zeit gewonnen, Alles gewonnen!" murmelte der Pater halb verſtändlich vor ſich hin, und ſetzte mit einem ſchielenden Blick auf Saint Hilaire leiſe hinzu: „Daß Du dieſe Zeit mit mir gewinnen ſollteſt, war freilich nicht meine Abſicht; doch hoffentlich iſt das Volk in der Nähe von Paris etwas ſtürmiſcher als das Chaloneſer, denn traurig wär's, wenn Du keinen grauſamern Tod als den unter der Guillotine ſterben ſollteſt."

Saint Hilaire's Puls blieb ungelähmt und unbeflügelt von dem Eindruck dieſer Erklärung eines Unmenſchen, der vollendeter war als ſeine Henker ſelbſt. Er wollte den Tod, und wußte, daß er ſterben werde. Wie, unter den Händen des mordgierigen Pöbels, oder unter dem Beile der Guillotine, das war ihm gleichgültig. Nur das Leben mit ſeiner unausſprechlichen Leerheit ſchauderte ihn an, und dies Leben neigte ſich ja, wenn auch nach kurzem Verzuge, dennoch zum Ende. —

Grell gegen die düſtre Schweigſamkeit des vermeintlichen Vendéerhäuptlings ſtach die redſelige Luſtigkeit ſeines unſaubern Gefährten ab, der, als kaum die Thore Chalons im Rücken der Reiſenden lagen, mit Späßen der niedrigſten Art ſeine militairiſchen Begleiter zu erluſtigen und ſie dergeſtalt für ſich zu gewinnen wußte, daß ſie einmüthig bekannten, ſolch ein luſtiger Kopf eigne ſich mehr zur Zierde einer Wachtſtube, als zum Schmuck der Guillotine; jedoch dieſer zu entrinnen, gaben ſie ihrem Gefangenen weder Gelegenheit noch Hoffnung; die Beweiſe ihres Wohlwollens für ihn beſchränkten ſich auf den Antheil, welchen ſie ihm an ihrer Flaſche gewährten, und auf die Erlaubniß, ſeinen Leidensgenoſſen zum Ziel ſeines Spottes zu machen. Der Prieſter ließ indeß ſeinen Muth nicht ſinken und war unbeſchreiblich ſinnreich in immer neuen Erfindungen, ſich ſeine Wächter zu befreunden, welche gefliſſentlich recht langſam die Städte und Dörfer durchzogen, um dem luſtigen Guillotinencandidaten Gelegenheit zu geben, öffentlich ſeinen Witz zu üben und ſie durch ſeine tolle Laune recht gemächlich zu ergötzen, mit welcher

er, auf Koſten des vorgeblichen royaliſtiſchen Friſeurs, den Auswurf der Hütten unterhielt, den das vorausfliegende Gerücht, der verfolgte Gaſtou, der Anſpinner der Revolution in der Vendée, ſei ergriffen worden, überall auf dem Wege der Gefangenen um ihren Wagen verſammelte. Das Volk war jedoch entweder zu träge oder zu zaghaft, dem Arm der Gerechtigkeit vorzugreifen, und der Exaumonier mußte neuerdings ſeine Hoffnung auf den rückſichtsloſeren Ingrimm der Anwohner von Paris vertröſten.

Je weiter die Reiſe ging, je ſichtbarer ward der Zwang, welchen die Hervorbringung ſeiner Späße erforderte; die mühſam gewonnene Zeit verflog ſturmſchnell und das ſchlau hinausgeſchobene Ziel rückte ſeinem Auge wieder in furchtbarer Nähe entgegen. Immer bitterer ward ſein Witz, immer auffordernder zu Gewaltthätigkeiten wurden Ton, Mienen und Blicke, mit welchen er den zuſammenſtrömenden Pöbel den Vaterlandsverräther Gaſtou vorſtellte; aber dieſer Pöbel begnügte ſich, ſeinem unſchädlich gewordenen Feinde Flüche und Schimpfworte nachzuwerfen, und nur einmal ſchien der Haß gegen den

Widerſacher der Republik in Thätlichkeiten ausbrechen zu wollen; ein einzelner Mann drängte ſich durch die Volksmaſſe, welche in einem Dorfe zuſammengelaufen war, an den Wagen, ſtarrte in Saint Hilaire's Geſicht, und ſchrie: „Alſo dies iſt der Ariſtokratenknecht aus der Vendée? — Wie? Dieſer Schächer mit dem Armenſündergeſicht hat die Republik in Bewegung ſetzen können? — Sein Kopf iſt nicht des Staubes werth, der vom Schleifſtein fällt, auf welchem das Eiſen für ſeinen Hals gewetzt wird!"

„Du haſt Recht, Bruder!" brüllte der Prieſter, deſſen einzige Rettungshoffnung jetzt nur noch auf einem Volkstumult zu beruhen ſchien; „bei den Füßen an einen Laternenpfahl müßt' er aufgehenkt werden!" Aber der fremde Landmann, wie blutdürſtig ſein Blick auch war, ſchien dennoch die Aufforderung Curiots, den Scharfrichter ſeines Amtes zu überheben, nicht verſtehen zu wollen. Er verſchwand unter der Menge.

Ein heftiger Regen verzögerte am folgenden Tage den Aufbruch der Gefangenen um mehrere Stunden

und verſpätete ihre Ankunft in Jouarre, dem nächſten Etappenort; es war ſchon finſter geworden, als ſie dieſen erreichten, und von einem ungewöhnlich heftig aufgeregten Menſchengewühl umringt, mit donnerndem Lärm empfangen wurden. Vergebens ermahnten die Gendarmen das wüthende Volk, deſſen Andrang immer drohender ward, den Wagen nicht aufzuhalten, und ſahen ſich umſonſt nach dem Beiſtande der Ortsbehörden um. Endlich erſchienen einige Municipaldiener, aber der Pöbel drängte ſie zurück und eine wilde Stimme ſchrie dem Haufen zu: „Seht Ihr? So iſt's doch wahr! Die Feinde der Republick wollen ihn retten! Darum haben ſie ihn aus Chalons geführt, wo er ſchon unter der Guillotine lag! darum bringen ſie ihn nach Paris! — Packt ihn an! — Reißt ihn herunter! — Er ſoll ſterben!" —

„An die Laterne! an die Laterne!" brüllten die Horden, und riſſen die Gendarmen vom Wagen. „Welcher iſt's? Welcher iſt der Royaliſtenknecht Gaſtou?" donnerte eine Stimme in das Ohr des Prieſters, welcher ſchon ſeit dem Beginn des Auflaufs

mit aller Kraft, die ſeine neubelebte Rettungshoffnung ihm gab, ſeine Lunge erſchöpft hatte, um den Haufen zum Angriff zu reizen. „Dieſer iſt Gaſtou!" ſchrie er dem ungewiſſen Frager zu, indem er auf den Grafen an ſeiner Seite deutete. „Nein jener iſt's!" erſcholl von der andern Seite des Wagens eine gewaltige Stimme, und ehe Curiot noch ſeinen Athem zur Abwehr dieſer Anſchuldigung ſammeln konnte, ſchleuderte ein mächtiger Fauſtſtoß ihn zwei rieſenſtarken Armen entgegen, und mit Entſetzen ſah Saint Hilaire ſeinen unverſöhnlichen Feind von ſeiner Seite verſchwinden; aber noch eh' er eines Gedankens fähig war, fühlte er ſelbſt ſich ergriffen, von dem Wagen gehoben, fortgezogen und fand ſich, langſam zur Beſinnung kommend, in dem tiefen Dunkel eines engen feſt verſchloſſenen Zimmers wieder.

Das erſte Gefühl, deſſen er fähig war, ließ ihn erkennen, daß nicht ſeine Rettung, ſondern ſeine Aufſparung für eine qualvollere Todesart die Abſicht ſeiner Befreier ſein konnte. Unwillkührlich ſchauderte dieſe Vorſtellung ihn an; aber ſeine Todesſehnſucht

verſöhnte ihn mit den Martern, welche wenigſtens ſchneller als die noch ferne Guillotine ſein Leben zu enden verſprachen. Plötzlich fiel ihm aber die Möglichkeit ein, daß man die Rettung des Prieſters beabſichtigt und ihn mit dieſem verwechſelt haben möge. Dieſer Gedanke beunruhigte ihn unbeſchreiblich; er konnte nicht zweifeln, daß ſein fürchterlicher Widerſacher daſſelbe Loos gefunden habe, welches dieſer ihm von jeher zu bereiten geſtrebt hatte; aber auch die Entdeckung dieſes verhängnißvollen Irrthums ſchien ihm gewiß und ſeine Ermordung die zuverläſſige Folge deſſelben.

Ein Geräuſch an der Thür unterbrach ſein Nachſinnen; ſie ward behutſam geöffnet und ein Mann in ländlicher Tracht mit einer Blendlaterne in der Hand und ein Bündel unter dem Arm trat ein. „Wir dürfen nicht weilen,“ ziſchelte dieſer dem Grafen zu. „Ihr Verräther hat ſeine Strafe empfangen; ſein Leichnam hängt zerſtückt und zerriſſen an der Laterne. Jedermann glaubt, der Ermordete ſei Gaſtou, und folglich wird Niemand daran denken, Sie zu verfolgen.“

„Um Gotteswillen, was haben Sie gethan?“ ſeufzte der Graf. „Einen Unſchuldigen haben Sie erſchlagen! Ich bin nicht Gaſtou.“

„Still, ſtill,“ erwiderte der Fremde. „Gaſtou iſt in Freundeshänden und hat bei mir Nichts zu beſorgen. — Sie ſind Gaſtou! Ich habe mir dieſe Gewißheit nicht vergebens verſchafft; erkennen Sie mich nicht wieder? Ich bin es, der geſtern an Ihren Wagen trat und Gaſtou zu ſehen verlangte. — Setzen Sie ſich nieder, ich muß die Schellen an Ihren Füßen abfeilen.“

„Nein, nein! liefern Sie mich aus! Laſſen Sie mich ſterben! — Ich bin —“

Der Fremde ließ den Grafen nicht enden. „Sie fürchten wohl, daß es uns nicht gelingen werde, die Vendée zu erreichen?“ ſprach er. „Laſſen Sie Gott und mich nur ſorgen! Und Ihrer Todesgedanken entſchlagen Sie ſich, bis Niemand auf Erden mehr lebt, deſſen Hoffnung an Ihre Erhaltung geknüpft iſt. — Setzen Sie ſich.“

Saint Hilaire verſtummte tief erſchüttert; das Bild ſeines verlaſſenen Kindes trat vor ſeine Seele,

und noch Einmal lächelte das Leben ihn an. Willenlos, faſt betäubt von den wechſelreichen Ereigniſſen der letzten Stunde, überließ er ſich ſeinem unbekannten Retter, welcher ihn ſchnell von Banden, die ſeine Füße feſſelten, befreite, ihm dann behülflich war, eine ländliche Kleidung von groben Stoffen anzulegen, und ihn endlich hinaus in einen Hof, zu einem bepackten und beſpannten Wagen führte. Er öffnete das Thor, nahm die Zügel; mechaniſch ſchritt der Graf neben dem Fuhrmann her und binnen kurzem lag Jouarre im Rücken der Flüchtlinge.

Wie aus einem ſchweren Traum erwachend, ſchrak der Graf zuſammen, als er auf ſeine Achſel die gewichtige Hand ſeines Befreiers treuherzig niederfallen fühlte, welcher es nöthig fand, dieſe Stunde zu benutzen, den vermeintlichen royaliſtiſchen Perückenmacher mit den Pflichten bekannt zu machen, die ſein einſtweiliges Verhältniß von ihm forderte. Er erfuhr jetzt, daß er unter dem Namen Jacques den Dienſt eines Knechts bei dem Marketender Rontaut zu verrichten ſich bequemen müſſe, bis die Gelegenheit einen kühnen Schritt begünſtigen werde.

Rontaut, urſprünglich ein Krämer aus Hermenault in der Vendée, hatte nämlich, wie er erzählte, zu jenen Vätern gehört, deren Söhne durch Gaſtou's offene Widerſetzlichkeit gegen die Königsmörder, ihre Befreiung von der verabſcheuten Conſcription erlangt hatten. Er war jedoch, nachdem der Nationalconvent die gefahrdrohende Stimmung der vendéer Landleute zu beſchwichtigen gewußt hatte, ruhig ſeinem Geſchäfte nachgegangen, und befand ſich gerade in dieſer Gegend, als er vernahm, daß man Gaſtou mit Steckbriefen verfolge, daß die Vendée auf's Neue im Aufſtand begriffen ſei, und daß zu deſſen gewaltſamer Dämpfung ein republikaniſches Heer gebildet werde. Augenblicklich beſchloß Rontaut in ſein gefährdetes Vaterland zurückzueilen, aber der Rückweg war ihm bereits verſchloſſen, und nichts blieb ihm übrig, als ſich der Armee als Marketender anzuſchließen, um in dieſer Eigenſchaft die Gelegenheit abzuwarten, zu den Seinigen überzugehen. Schon hatte er ſeine Einkäufe beendet, als das Gerücht von Gaſtou's Gefangennehmung in Chalons ihn bewog, ſeine Abreiſe noch auszuſetzen und einen Verſuch

zur Befreiung ſeines Helden zu wagen. Er lauerte ihm auf, prägte deſſen Züge ſich in's Gedächtniß und flog ihm voraus, um den ſchon aufgeregten Pöbel des Fleckens Jouarre durch ein ſchlau erſonnenes Märchen noch mehr zu entflammen. Er wußte unter der Hand das Gerücht von einem geheimen Plane zu verbreiten, welchen Gaſtou's Freunde zu deſſen Rettung entworfen haben ſollten. Man laſſe ihn nach Paris führen, lautete das Gerücht, weil es dort leicht ſei, ihn für geſtorben auszugeben, ſobald man Mittel gefunden haben werde, ihn ſicher entrinnen zu laſſen. — Rontaut's Entwurf war zu wohl berechnet, um mißlingen zu können. Das Volk von Jouarre wüthete wider die Gegner der guten Sache; man ſchwur dem Verräther Gaſtou den Tod, und Rontaut gerieth ſpäter noch jedesmal in ein ausſchweifendes Entzücken, wenn er ſich erinnerte, wie gut es ihm gelungen war, dem blutdürſtigen Pöbel, ſtatt ſeines Helden, deſſen Verräther in die Hände zu liefern.

In des Grafen Seele weckte dieſes Entzücken ſeines Retters die ſchauerlichſten Ahnungen. Nach

kurzer Friſt mußte dieſer ehrliche Mann ſeine Täuſchung entdecken; er mußte erfahren, daß er einen Kalviniſten gerettet und einen katholiſchen Prieſter geopfert habe; — welches Loos alsdann das des Geretteten ſein werde, darüber war Saint Hilaire — bekannt mit dem Fanatismus der Vendéer — keinen Augenblick zweifelhaft. Er hatte mit unbewegter Gemüthskühle dem Tode in jeglicher Geſtalt in's ſtarre Auge geſehen; er hatte, dem Leben entſagend, ruhig auf dem Schlachtfelde, eben ſo ruhig Meuchelmördern gegenüber, und faſt freudig auf den Stufen des Schaffots geſtanden, doch jedesmal war er frei von Schuld dem Grabe entgegengetreten; jetzt aber drückte ihn das Bewußtſein eines Betruges. Er galt ſeinem Retter für Gaſtou! Und dieſer Gaſtou blieb vielleicht ungerettet in den Händen ſeiner Feinde, während er ſich mit deſſen Namen bedeckte.

Drei Tage lang trug der Graf die Qual dieſes Gedankens wortlos in ſeiner Bruſt mit ſich umher; jeder Scherz ſeines gutmüthigen Wohlthäters über die Tölpelhaftigkeit des zarthändigen Knechts, welcher ſich unfehlbar beſſer beim Friſiren eines Damenkopfes

als beim Bepacken eines Laſtwagens anſtellen möge, und jeder Freudenausbruch des ehrlichen Vendéers über ſeinen Glücksſtern, der ihn begünſtige, ſeinen Landsleuten einen Helden wie Gaſtou zuführen zu können, ſchlugen Wunde auf Wunde in das Gewiſſen des Grafen. — „Nein!“ rief er, als die Ufer der Loire ihn an ſein genähertes Reiſeziel und an die nahe Enttäuſchung ſeines Retters mahnten, „und ſollte mein Geſtändniß Deine eigene Hand gegen mich bewaffnen, Du redlicher Menſch, ich will Dich nicht betrügen! — Du wähnſt Gaſtou gerettet zu haben, aber Du haſt Dich geirrt, ich bin nicht Gaſtou!“

Rontaut ſah den Grafen ſtutzig an. „Um der heiligen Mutter Gottes willen!“ rief er, „ich Unglücklicher habe mich doch nicht vergriffen? Sie ſind es doch, der zur linken Hand auf dem Wagen ſaß? Derſelbe, welcher nicht widerſprach, als ihn ſein Nachbar dem Volke als den Perückenmacher Gaſtou zeigte?“

„Ja, der bin ich, aber dennoch nicht Gaſtou,“ ſprach der Graf. Da fing der Fuhrmann ſchlau

zu lächeln an, und erwiderte von dem Tone der Verſchlagenheit ſchnell zu einem gutmüthigen übergehend, „So, ſo! — Hm, hm! Nun weiß ich ſchon, woran ich bin! — Lieber Herr, ich dächte, einen Mann, der ſein Leben für Sie auf's Spiel geſetzt hat, dem hätten Sie grade nicht nöthig zu mißtrauen und Lügen zu erſinnen, um ihn irre zu führen. Doch geſetzt den Fall, Sie wären wirklich nicht Gaſtou, ſo ſind Sie doch ein Feind der Königsmörder; nicht wahr?"

„Ja, das bin ich!" rief Saint Hilaire. „Ein Feind der Mörder Ludwigs des Sechzehnten und ein treuer Kämpfer für unſern unglücklichen Dauphin!"

„Nun ſehen Sie, daß wußt' ich wohl! Wie hätte man Sie auch ſonſt als Miſſethäter nach Paris ſchleppen können, wo es heut zu Tage keine andere Miſſethat giebt, als Treue für König und Papſt! Mögen Sie alſo heißen wie Sie wollen, ich weiß, was Sie ſind! Und ſollten Sie wirklich nicht Gaſtou ſein, ſo ſind Sie doch ein guter Royaliſt und ein guter katholiſcher Chriſt, der durch

tüchtigen Kampf für die gute Sache mir die Gefahr vergelten wird, die ich auf meinen Kopf geladen habe."

Saint Hilaire verſtummte ſehr betroffen, indem er die beängſtigende Entdeckung machte, daß die gute Meinung, welche ſein neuer Freund für ihn gefaßt hatte, hauptſächlich auf deſſen Vorausſetzung beruhe, Papſtthum und Königthum ſei untrennbar, und nur ein guter Katholik könne ein guter Royaliſt ſein. Unter dieſen Umſtänden wär' es Wahnſinn geweſen, ſich ungefragt als ein Glied der kalviniſtiſchen Kirche zu bekennen; das erkannte der Graf und beſchloß einem ſolchen zwecklosen und gefahrdrohenden Bekenntniſſe auszuweichen, bis Ehre und Gewiſſen ihn auffordern würden, es offen und furchtlos zu leiſten.

In der Gegend von Tours ſtießen die verkappten Reiſenden auf das entmuthigte Heer der Republikaner, welches in den fünftägigen Gefechten bei Chollet beſiegt, ſeine Stellungen an der niedern Loire aufgegeben hatte. Rontaut vermochte ſein Entzücken nicht zu bemeiſtern, als er die Erfolge der Waffenthaten ſeiner begeiſterten Landsleute erblickte.

„Sieh, ſieh!" ſchrie er dem Grafen in's Ohr;

„ſieh, dieſe Blauröcke mit ihren Flinten und Kanonen ſind vor den Knütteln und Flegeln der tapfern vendéer Bauern entwichen! — Und dieſe Elenden, die ihr Leben aus den Händen meiner Landsleute als ein Gnadengeſchenk davongetragen, deren Häupter ihre Beſieger kahl geſchoren haben, um ſie zu zeichnen als ihre Begnadigten, dieſe Knechte der Königsmörder ſoll ich füttern? Bedienen ſoll ich ſie, und mich von ihnen bezahlen laſſen mit dem Gelde, welches ſie zuſammengeraubt haben in meiner Heimat? — Dafür bewahre mich der heilige Michael! — Heut' Nacht zieh' ich ab! Saumur iſt in den Händen meiner Brüder und nur ſechs Lieues entfernt von hier! Wir müſſen eilen, um nicht ganz um den Antheil an den Siegen der Tapfern zu kommen, welchen wir angehören. — Uns zu verfolgen fehlt dieſen Erbärmlichen der Muth und die Kraft; verſchanzt haben ſie ſich bis an die Zähne, aber keiner wagt ſich aus ſeinen Verſchanzungen hervor, und ſollt' es einigen Waghälſen einfallen, unſere Spur aufzuſuchen, wohlan, mögen ſie kommen! Kein Winkel dieſer von Sümpfen und Bächen durch-

ſchnittenen Landſchaft iſt mir fremd; ich will ſie verwickeln, daß ſie feſt ſitzen ſollen, als wenn ſie einem Irrwiſch nachgelaufen wären!"

Saint Hilaire widerſprach nicht; der gefahrvolle Marſch ward mit Einbruch der Nacht angetreten, und mit Anbruch des Tages ſtießen die Flüchtlinge unverfolgt und ungefährdet auf die weit vorgeſchobenen Vorpoſten der Vendéer.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" ſchrie Rontaut ſeinen Stammbrüdern jauchzend entgegen, und fragte, ohne den Gegengruß: „In Ewigkeit," abzuwarten: „Landsleute, wer von Euch kennt Gaſtou?"

„Ich!" antwortete Einer, aus der Mitte des Haufens tretend; da ſchob Rontaut den Grafen vor und ſprach: „Sagt mir: iſt dieſer Gaſtou?"

Ein lautes allgemeines Gelächter beantwortete die Frage, und ſchon zog Rontaut halb ärgerlich die Stirn kraus, da ſprach der Mann, welcher ſich vorhin Gaſtou's Bekannten genannt hatte: „Landsmann, erzürnt Euch nicht, ich will Eure Frage ernſthaft beantworten; hört mich an; daß dieſer Mann

Gaſtou nicht iſt, das kann Euch Niemand zuverſichtlicher ſagen als ich, der ich Gaſtou ſelbſt bin."

Ein paar Minuten lang ſtand Rontaut betroffen da, dann aber warf er ſich an Gaſtou's Bruſt und jauchzte: „Nun Gott ſei Dank und allen Heiligen! ſo haben denn meine lieben Landsleute nicht auf mich warten dürfen, um der Angſt für Euch überhoben zu ſein! — Und, Brüder, wenn ich Euch auch ſchon Euern Gaſtou nicht bringen konnte, ich bring' Euch einen Andern, den ich unter dem Guillotinenbeile weggezogen habe. Nun Jacques," wandte er ſich an den Grafen: „Du biſt ehrlich gegen mich geweſen, haſt mich nicht betrügen wollen, haſt mir geſagt, daß Du nicht Gaſtou ſeieſt, aber ich hing ſo feſt an der Vorſtellung, Du müßteſt es ſein, daß ich nicht einmal nach Deinem Namen forſchte. Nun, da ich weiß, daß Du nicht Gaſtou biſt, nun ſage mir, wie heißt Du denn eigentlich?"

„Ich bin," — ſo begann der Graf ſeine Erklärung, aber plötzlich ſchnitt ihm Einer der Wachtmannſchaft die Rede ab, indem er auf ihn zuſprang und ſchrie: „So wahr mir der heilige Michael helfe,

ich kenn' Euch, Herr! ich hab' Euch zappeln ſehn zwiſchen Himmel und Erde; wißt Ihr noch wo? es war in dem Flecken Lacaparede, wo Euch der dicke ſtämmige Toulouſer zum Fenſter hinauswerfen wollte. Ich will Euch ſagen, Brüder, wer dieſer Herr iſt: ſo wahr ich dies geweihte Herz auf meiner Bruſt trage, es iſt der Graf Saint Hilaire!"

„Ja, der bin ich!" rief der Graf, ſeinen alten Bekannten anſtarrend, und allmählig in deſſen Geſichte die Züge jenes Händlers mit Amuletten und Heiligenbildern wiederfindend, deſſen Verſöhnungsfeſt die Köpfe der Verſammlung im Wirthshauſe jenes Fleckens erhitzt und die Wendung ſeines Schickſals von jenem Tage an wenigſtens mittelbar veranlaßt hatte.

„Graf Saint Hilaire?" ſchrie Rontaut, des Grafen Knie umfaſſend, dann emporſpringend und ihn mit den Worten zum Wagen ziehend: „Fort, fort von hier! Lebt wohl, Kameraden! Ihr ahnet wohin wir ziehn? Der Herr ſoll es aber nicht wiſſen! er ſoll überraſcht werden! — Es iſt doch Alles auf dem Schloſſe Leremont wie es war vor ſechs Monaten? Ihr verſteht mich!"

„Wir verſtehn! Ihr findet noch Alles beim Alten! — Geleit' Euch der heilige Michael!“ So rief Gaſtou dem entzückten Rontaut nach, während dieſer mit allen Zeichen ehrerbietiger Unterwürfigkeit den Grafen einlud, den Wagen zu beſteigen.

„Wohin wollt Ihr mich führen?“ fragte dieſer. „Wen ſoll ich finden auf dem Schloſſe Leremont?“ — Aber Rontaut ſchmunzelte vor ſich nieder und ſprach, indem er die kaum geſättigten Pferde antrieb: „Fragen Sie nicht! ich will Sie glücklich machen und Jemand Anders vielleicht noch mehr! Man hat Sie todt geglaubt und viele bittre Thränen ſind Ihrem Andenken gefloſſen.“

Es war dem Grafen, als ſenke ſich beim Empfange dieſer räthſelhaften Verheißung ein ſchweres Gewicht auf ſeine Bruſt. Wer mochte hier ſeinem Andenken ſchmerzliche Thränen geweint haben? Er durchlief mit ſchnellen Gedanken den kleinen Kreis ſeiner Freunde; Legrange war der Erſte, deſſen er ſich erinnerte; doch wie ſollte ein kalviniſtiſcher Prieſter zu einer, dem Anſchein nach, ſo innigen Verbindung mit dieſen Menſchen gelangt ſein, deren Ver-

brüderung feſter auf die Anhänglichkeit an den Papſtſtuhl als auf die Liebe zum Königsthron gegründet war? — Sein zweiter Gedanke fiel auf Meneuille; doch dieſer treue Freund war ja erſt ganz kürzlich von ſeiner Seite geriſſen worden, und Rontaut ſprach ja von Thränen, die ſeit langer Zeit ſeinen Tod betrauerten. So irrte der Graf von einem Gedanken zum andern und mußte ſich zuletzt gewaltſam aus der unauflöslichen Verwirrung herausreißen, in welcher er ſich immer tiefer verwickelte, je länger er ſann. Um ſich zu zerſtreuen, fing er an, ſeine Aufmerkſamkeit auf Außendinge zu richten; ein Blick auf dieſen Landſtrich überzeugte ihn von der Schwierigkeit, deſſen Vertheidiger zu überwältigen; undurchdringliche Hecken in den höheren Theilen und tiefe Gräben, welche die niedern Gegenden dieſer ſogenannten Bocage durchſchnitten, ſchieden die Aecker voneinander; Moorgründe mit Sumpfbäumen bewachſen ſchirmten faſt jeden Hügel; Reiterei war hier völlig unanwendbar und für das Geſchütz mußten erſt Wege geſchaffen werden. Nur der Angriff des Fußvolks war zu fürchten; aber auch dieſem war

durch Hinterhalte, im Schutze der Baumgruppen, welche die Stelle der Waldungen vertraten, leicht die Niederlage zu bereiten, wenn die Vertheidiger die Vortheile zu benutzen verſtanden. Aber wo waren dieſe Vertheidiger? Die ganze Landſchaft ſchien in der Sicherheit des tiefſten Friedens befangen; nirgends ſah man Bewaffnete, überall friedliche Landleute ihre Felder beſtellen, ihre Heerden weiden oder ihren Gewerben auf den engen Fahrwegen nachgehend, welche die gänzlich mangelnden Landſtraßen ſehr ungenügend erſetzten. Ueberraſcht von dieſer befremdenden Wahrnehmung forſchte Saint Hilaire bei ſeinem Begleiter nach den Lagerſtätten der vendéer Helden.

„Lieber Herr, wir haben keine Läger," antwortete dieſer. „Es ſcheint hier Alles noch eben ſo eingerichtet zu ſein, wie es war, als ich das Land verließ. Wir wehren uns unſerer Haut und gehen ruhig in unſere Wohnungen zurück, nachdem wir die Blauröcke hinausgeſchlagen, und Allen, die in unſre Hände gefallen ſind, die Köpfe kahl geſchoren haben, damit ſie wenigſtens nicht früher wiederkommen dür-

ſen, bis ihnen die Haare gewachſen ſind, und bis es dazu kommt, wird der heilige Michael dem Unweſen in Paris wohl ein Ende gemacht und Ludwig den Siebzehnten auf den Thron ſeiner Väter geſetzt haben."

Der Graf ſchüttelte den Kopf, das bemerkte Rontaut und fuhr fort: „Wundern Sie ſich nicht, lieber Herr; wir ſind keine kriegsluſtigen Leute! Eroberungen wollen wir nicht machen; und iſt's nicht beſſer, daß wir unſere Gefangenen zeichnen, als wenn wir ſie erſchlügen? Es ſind ja auch Franzoſen ſo gut wie wir, und würden ſo gern zu Hauſe bleiben wie wir, oder auf unſre Erbfeinde, die ketzeriſchen Engländer, losſchlagen, wenn's doch geſchlagen ſein müßte. Dieſe Engländer, das ſind unſre Unglücksſtifter! Zwei Schiffe ſind, wie ich höre, ganz kürzlich im Hafen von Paimboeuf mit engliſchem Volk gelandet; was wollen dieſe Ketzer? Mit ihnen kann uns kein Segen kommen, und geben Sie Acht, was ich Ihnen ſage: laſſen wir uns mit dieſen Ketzern in Gemeinſchaft ein, ſo zieht der heilige Michael ſeine Hand

von uns ab, und dann möcht' ich wohl wiſſen, wie wir den Blauröcken widerſtehen ſollten."

Unter ſolchen Geſprächen durchſchnitten die Reiſenden die Bocage bis zur Gränze von Poitou; da deutete am dritten Abende nach ihrer Flucht aus dem Lager der Republikaner Rontaut auf ein hellerleuchtetes Schloß auf einem Hügel und ſprach: „Dort iſt unſer Ziel. Das iſt das Schloß Leremont."

Mit unbeſchreiblicher Spannung blickte der Graf zu der flammenden Fenſterreihe hinauf, welche das Thal weit erleuchtete. Nun ſollte er erfahren, wer es ſei, deſſen Thränen er zu trocknen beſtimmt war. — Langſam wand der Wagen ſich den ſchneckenförmig von einer ſchmalen Straße umwundenen Hügel hinauf und hielt endlich an einem verſchloſſenen Thore ſtill. Rontaut gab Saint Hilaire die Zügel, klopfte die Wächter heraus und begann mit dieſen ein dem Grafen unverſtändliches Geſpräch. Jetzt ward das Thor geöffnet und Rontaut lenkte den Wagen in einen engen Hof hinein. Hier ſah es kriegeriſcher aus als auf dem platten Lande. Bei dem Lichte, welches die Schloßfenſter dem Hofe mit-

theilten, ſah der Graf zunächſt dem Thore eine Reihe Kanonen aufgefahren. „Die haben wir Vendéer bei Fontenay den Blauröcken abgenommen,“ ſprach triumphirend der ehrliche Krämer und machte nun den Grafen auf eine ziemlich zahlreiche Mannſchaft aufmerkſam, welche zum Wachtdienſt in dem Schloſſe, an deſſen Portale aufgeſtellt war. Jetzt hielt der Wagen und ein Mann mit einer Laterne in der Hand näherte ſich dieſem, dem Grafen ſtarr in das hellbeleuchtete Geſicht blickend und deſſen Begleiter fragend: „Alſo das iſt er?“ — „Ja, das iſt er, Freund Cathelinau!“ antwortete Rontaut freudig dem Fremden, deſſen Name den kühnen Vendéerhäuptling verrieth, der in zahlloſen Gefechten zum Schrecken des Republikanerheeres geworden war. „Allen Heiligen des Himmels ſei Preis!“ rief Cathelineau, drückte mit Ehrfurcht und Begeiſterung die Hand des Grafen an ſeine Lippen und ſprach: „Kommen Sie!“

Saint Hilaire, betäubt von dem Eindrucke dieſes Empfanges, ſchritt in der Mitte ſeiner beiden Führer und gefolgt von einem immer wachſenden

Volkshaufen durch eine lange, matt erleuchtete Vorhalle hindurch — da flog eine Flügelthür auf und der Graf ſah eine große Geſellſchaft, gemiſcht aus Perſonen beiderlei Geſchlechts, bei der Abendtafel verſammelt. Ehe ſeine Ueberraſchung ihm aber geſtattete, das große, vor ihm entfaltete Bild in deſſen Einzelheiten zu zergliedern, führte Cathelineau ihn einer bejahrten Dame zu, und ſprach: „Frau Gräfin, hören Sie auf zu trauern; die Heiligen haben Ihre Thränen gewogen, und ihre Fürbitte hat das Grab Ihres Sohnes geöffnet! — Meine Herren, ich ſtelle Ihnen den Grafen Saint Hilaire vor.“

„Jesus Maria!“ ſchrie die Dame, welche Saint Hilaire jetzt für die Gräfin Saint Hilaire de bras de ferre erkannte, „Jesus Maria! Dieſes Ungeheuer nennt Ihr meinen Sohn? — Wißt, dieſer Elende iſt der Ketzer aus der Dauphiné, derſelbe, welcher dort den Aufruhr entflammte! — Derſelbe, welcher — o Jesus — ſchafft ihn hinweg aus meinen Augen! Er iſt der Mörder meines Boémond!“

„Er iſt's! Ja, er iſt der Mörder unſers unglücklichen Bruders!“ ſchrieen zwei junge Damen, ihre

Sitze verlaſſend und ihrer umſinkenden Mutter zu Hülfe eilend. Saint Hilaire erkannte die Schweſtern jenes Unglücklichen, der ihn verfolgt hatte mit allen Waffen der Hinterliſt, und deſſen Ermordung das feindſeligſte aller Verhängniſſe auf ſeinen Ruf gewälzt hatte.

Einem Haufen zankſüchtiger Trunkenbolde ähnlich fuhr die ganze Geſellſchaft von ihren Stühlen auf und drang mit Geberden und Worten gleich drohend auf den unglücklichen Grafen ein, welchen der Lärm des allgemeinen Angriffs der Mittel beraubte, ſich mit ſeinen zahlreichen Feinden zu verſtändigen, und als bedürfe der Tumult noch einer Vervollſtändigung, ſo brach der Theil der Wachtmannſchaft, welcher dem angeblichen Sohn jener frommen Apoſtatin gefolgt war, mit einem Getöſe in den Saal, welches nur der gerechte Zorn gegen den Ketzer entſchuldigen konnte, der es gewagt hatte, ſich für den von ihm gemordeten Grafen auszugeben.

Endlich drang Saint Hilaire's Stimme durch. „Iſt denn unter all dieſen franzöſiſchen Edelleuten kein Einziger, der das Unglück ehrt?“ rief er, alle

Kraft ſeiner Lunge auf einen Punkt zuſammendrängend; da fiel, indem er das Auge im Kreiſe umherwarf, um den Abdruck eines menſchlichen Herzens auf einem dieſer Geſichter zu ſuchen, ſein Blick auf Rontaut, der den Schmerz über ſeine ungeheure Täuſchung in ſeinem Antlitz tragend, von dieſem Blick erweckt zu werden ſchien, die allgemeine Stimmung zu theilen. „Sieh mich nicht an!" ſchrie er dem Grafen zu. „Du Gleißner! Du Verräther! Du weißt, für wen ich Dich hielt und Du haſt geſchwiegen! Kommt, Brüder! Helft mir ihn hinausſchleppen! Er ſoll hängen, ſo wahr der heilige Michael mir barmherzig ſei, der Tag ſoll über ſeine lebendige Seele nicht mehr aufgehen! Packt ihn an!"

„Packt ihn! Hinaus mit ihm! Hängt ihn, den Mörder, den Ketzer!" So raſte das Geſchrei wild und einſtimmig durch den Saal, und der Graf, auf ſein Leben verzichtend, ſank von den Fäuſten zweier ſtämmiger vendéer Bootsknechte ergriffen, ſtrauchelnd zu Boden. — Da lähmte ein donnerndes „Halt!" die ſchlachtfertigen Hände; ein faſt noch jugendlicher hochgewachſener Mann mit einem edeln Geſicht drängte

ſich durch den Kreis, ſchleuderte die beiden Bootsknechte zurück und rief: „Keine Gewaltthat in meinem Hauſe! Iſt dieſer Mann ein Verbrecher, ſo ſoll er gerichtet werden und ſeiner Strafe nicht entrinnen; aber eigenmächtig ſoll kein Menſch Hand an ihn legen, ſo wahr ich la Roche Jaquelin heiße!"

„Das war ein Wort zu ſeiner Zeit, Herr Graf!" miſchte ſich eine nahe Stimme in das Geſpräch. Sie gehörte dem Helden Cathelineau. „Noch hat kein ungeſetzliches Blutgericht unſre Hände beſchmutzt! Noch haben die Vendéer ſich mit keiner Mordthat befleckt! Setzen wir dieſen Mann gefangen; morgen verhören wir ihn in aller Form, und dann halten wir ein Kriegsrecht über ihn nach den alten Geſetzen des Königreichs."

„So ſei es!" bekräftigte mit ernſter gebietender Stimme der Graf la Roche Jaquelin. Er entfernte den gaffenden Haufen, erlas einige vertraute Männer aus demſelben und übergab den Gefangenen ihrer Obhut.

Faſt unfähig zu denken fand ſich der Graf in einem entlegenen Zimmer des Schloſſes wieder.

Wüſten Traumgeſtalten gleich gingen die Erſcheinungen des heut verlebten Abends ſeinen irren Sinnen vorüber. — Die allgemein gegen ihn erweckte Wuth verſprach der ihm gewährten Lebensfriſt nur kurze Dauer, und er beſchloß, dieſe zur ſchriftlichen Auseinanderſetzung aller der unerhörten Ereigniſſe, durch welche das Schickſal ſeine Tage belaſtet hatte, anzuwenden, und dieſe Schrift, als das letzte ſeinem Sohne beſtimmte Erbe, morgen in die Hände des Grafen la Roche Jaquelin niederzulegen. Er bat ſeine Wächter um Schreibbedarf, aber der gegen ihn gereizte Zorn der Vendéer verſagte ihm die Gewährung dieſes Wunſches. — Tiefſeufzend drückte er ſich in die Ecke ſeines Kanapees zurück und verſenkte ſich in Gedanken an ſein Kind, an Leoniden und an ſein nahes und in ſo verſchiedenen Geſtalten ihm oft ſchon nah geweſenes Grab.

Nicht lange war es ihm möglich, ſeinen Träumen ungeſtört nachzuhängen. Seine Wächter, welche, um ihn im Auge zu behalten, ſein Zimmer zu ihrer Wachtſtube gemacht hatten, geriethen in lebhaften Streit; der Eine behauptete nämlich: die engliſchen

Schiffe, welche in der vorigen Woche bei Paimboeuf gelandet waren, hätten engliſche Soldaten ausgeſchifft, und die Vereinigung guter Katholiken mit Ketzern ſei der heiligen Schrift zuwider und könne nur Unglück über das Land bringen. Der Andere verſicherte, unter den Ausgeſchifften befinde ſich kein Engländer; es ſeien lauter ausgewanderte Edelleute, alles gute Franzoſen, und der Fremde in Uniform, welcher ſie begleite, ſei ein Abgeſandter des Prinzen Condé, welcher Zucht und militairiſche Ordnung in ihren Aufſtand zu bringen beauftragt ſei.

Der Graf ward aufmerkſam. Ein Abgeſandter von dem Prinzen Condé mußte einer ſeiner Bekannten ſein; — aber welcher? — Ein Wohlwollender oder eine Creatur des Koblenzer Hofes? Er fragte nach dem Namen des Condé'ſchen Offiziers, aber dieſen Namen kannten die Wächter nicht, und aus ihren Beſchreibungen ſeiner Perſon ließ ſich nur ein ſehr allgemeines Bild zuſammentragen. Der Graf fuhr indeß fort, ſich in das Geſpräch zu miſchen; er erkundigte ſich, wie die Gräfin Saint Hilaire in dieſes Land des Krieges gekommen ſei, — und

erfuhr, daß ſie, von ihren rebelliſchen Unterthanen vertrieben, von dem Convent geächtet worden ſei und vor länger als zwei Jahren ſchon Zuflucht bei dem Herrn dieſes Schloſſes, dem Grafen la Roche Jaquelin, geſucht habe. Auf anderweitige Aufſchlüſſe ließen ſich aber die Leute nicht ein, und der Graf war wieder auf ſich ſelbſt verwieſen.

Bald nach Anbruch des Morgens erſchien der Graf la Roche Jaquelin, begleitet von Cathelineau, einem Rechtsgelehrten, und einigen vendéeiſchen Edelleuten, um das Verhör des Gefangenen zu beginnen. Saint Hilaire legte ſeinen Richtern in gedrängter Erzählung ſeiner außerhäuslichen Erfahrungen eine genaue Darſtellung ſeiner völligen Unſchuld an dem Tode ſeines Vetters vor Augen. — Nachdem er geendet hatte, nahm der Graf la Roche Jaquelin das Wort: „Sie nennen in Ihren Mittheilungen eine Perſon, welche zufällig ganz nahe in dieſer Gegend iſt, und deren Ausſage über Ihr Betragen als Mitglied des Condé'ſchen Corps von Gewicht iſt. Sie können nichts dagegen haben, wenn wir Ihre An=

gaben dem Zeugniſſe des Capitains Grillhouette unterwerfen.“

Ein neues Leben durchrann die Adern des Grafen. Er willigte freudig ein, und ein Bote ward an den Capitain Grillhouette abgefertigt.

Vier Stunden ſchon war der Graf allein gelaſſen worden, da vernahm er Tritte von geſpornten Füßen in ſeiner Nähe, die Thür flog auf, und Grillhouette an ſeine Bruſt.

„Herr Graf Saint Hilaire,“ redete la Roche Jaquelin ſeinen Gefangenen an, „ich freue mich, die Hand eines Ehrenmannes, wie Frankreich ihn kaum zum zweiten Male aufweiſen kann, an mein Herz zu drücken, aber gleichzeitig empfinde ich den lebhafteſten Schmerz, indem ich die Nothwendigkeit fühle, dem Glück, Ihr Waffenbruder zu werden, entſagen zu müſſen. Laſſen Sie mich offen reden: Sie ſind Kalviniſt, und der Vendéer glaubt ſich nur an der Seite eines Katholiken unbeſiegbar. Ferner iſt Ihre Erſcheinung in unſerer Mitte von Umſtänden begleitet geweſen, welche einen Schatten auf Sie werfen; unſer Landvolk iſt gut und treu, aber es hängt feſt

an ſchnell aufgefaßten Vorurtheilen. Ein Held der Vendéer können Sie nicht werden, aber der Held der Franzoſen ſollen Sie bleiben. Capitain Grill- houette, der uns von Ihren Verdienſten belehrt hat, geht morgen über England zu ſeinem Prinzen zurück; begleiten Sie ihn zum neuen Kampf für Vaterland, Gott und König, und nehmen Sie Ihre vormalige Stellung bei dem Condé'ſchen Corps wieder ein.

„Die Fülle des Elends hat meine Kraft gebrochen," verſetzte der Graf. „Ich kann nicht mehr fechten! Ich will nach Deutſchland gehen zu meinem Sohne."

„Um aller Heiligen willen," rief la Roche Ja- quelin, „was ſollte aus Frankreich werden, wenn Männer wie Sie ihm den Rücken kehrten! Nein, Graf Saint Hilaire! Um Ihrer Ehre, um Frank- reichs Wunden, um Ihres Sohnes Zukunft willen beſchwöre ich Sie, geben Sie Frankreich nicht auf! Seyn Sie edler als Ihre Feinde es waren; beſiegen Sie die Elenden, welche Sie gemißhandelt haben, durch Ihre Großmuth, indem Sie für ſie kämpfen; und fallen Sie in dieſem Kampfe, ſo ſchwör' ich Ihnen, ich will der Vater Ihres Sohnes ſein! Er

ſoll mit meinen Kindern gleichtheilig meinen Nachlaß erben, wenn es mir nicht gelingt, ihm ſein väterliches Erbe zurückzuerobern!"

„Wohlan, es ſei!" rief Saint Hilaire. „Ich begleite den Capitain morgen nach England, aber ich bedinge mir aus, daß vor meiner Abreiſe eine vollſtändige Acte, welche die Beweiſe meiner anerkannten Unſchuld und meiner Anſprüche enthält, auf Zeugenausſage begründet, aufgenommen und dieſe in Ihr Familienarchiv niedergelegt werde."

„Auf der Stelle ſoll Ihrer gerechten Forderung genügt werden," rief der Graf la Roche Jaquelin. — Die Verhandlung ward ſofort entworfen, bezeugt, und nun verließ Saint Hilaire, begleitet von ſeinem verſöhnten Freunde Rontaut, von Cathelineau und Grillhouette das Schloß, um ſich zu ſeiner Einſchiffung nach Paimboeuf zu begeben.

Der Unterhaltung der beiden wiedervereinigten Freunde während ihrer kurzen Seefahrt gebrach es nicht an reichem Stoffe. Saint Hilaire erfuhr, daß das Condé'ſche Corps mehr als Einmal ſeiner Auflöſung nahe geweſen und ſeine Fortdauer nur durch

eine vollſtändige Reinigung, mittelſt der Entfernung aller unwürdigen Häupter deſſelben, bewirkt habe. Aber auch viele Biederleute wurden unter deſſen Fahnen vermißt. Namentlich war der Capitain von Montesquiou in Flandern an ſeinen Wunden geſtorben, und von den Wenigen, deren Achtung für den heldenmüthigen Grafen in Wohlwollen übergegangen war, lebte Keiner mehr; wohl aber waren mehre ſeiner Widerſacher von dem Schwerte des gewaltigen Würgengels verſchont geblieben.

Saint Hilaire ſeufzte ſehr ſchmerzlich. „Was ſoll ich unter dieſen Gehäſſigen?“ fragte er. „Was kann ich wirken? Was darf ich hoffen von der Tücke feindſeliger Oberer und übelwollender Untergebenen, an allem Großen und Guten gehindert? — Freund, mir graußt vor dem Wiedereintritt in dies Corps. Sie ſelbſt riethen mir einſt, meine Dienſte fremden Mächten anzubieten; unterſtützen Sie mich noch Einmal mit Ihrem Rath, mit Ihrer Einſicht; halten Sie es meiner Stellung nicht angemeſſen, unter fremden Fahnen für mein Vaterland zu fechten?“

„Ich freue mich, daß Sie ſelbſt zur Erkennung

Ihres Vortheils gelangen,“ erwiederte der Capitain. „So weh es mir auch thut, das Heer meines Prinzen um einen Mann wie Sie bringen zu helfen, ſo fühl' ich mich dennoch gedrungen, Ihrem Intereſſe jedes andere unterzuordnen. Ja, nehmen Sie fremde Dienſte, und zwar engliſche. Während meines kurzen Aufenthalts in England vernahm ich, daß dort ein Heer zur Unterſtützung Toulons gebildet werde, welches, gedrängt von der Schreckensherrſchaft, ſich der vereinigten engliſch-ſpaniſchen Flotte in die Armee geworfen hat. Meiner Ueberzeugung nach giebt es keine vortheilhaftere und ehrenvollere Stelle für Sie, als diejenige, welche der Offizierrang in dieſem Heere Ihnen beut.“

Dem Grafen leuchteten die Vortheile ein, die eine Anſtellung in derjenigen Heerabtheilung bot, welche zur unmittelbaren Vertheidigung ſeines Vaterlandes beſtimmt war; er genehmigte den Vorſchlag ſeines Freundes, welcher ihn in London mit ſeinen Empfehlungen ſo kräftig unterſtützte, daß ihn der gewünſchte Platz ohne Säumen bewilligt ward. Die im Hafen bei Briſtol verſammelte Transportflotte

wartete auf günſtigen Wind, und dieſer, bald eintretend, riß den nunmehrigen britiſchen Fähnrich Saint Hilaire aus den Armen ſeines Freundes.

Das Meerthor zwiſchen den Säulen des Herkules hatte ſich bereits den Flutenbeherrſchern demüthig geöffnet, und ſchon vernahm man auf den Schiffen den Geſchützdonner, welcher in Sturm und Gegenwehr Toulons Wälle erſchütterte; da belebte an einem Morgen ein ungewöhnliches Gewühl die Verdecke; Aller Augen hingen wechſelsweiſe bald an den befremdeten Geſichtern der Offiziere, bald an dem möwenartigen Wimpelgeflatter, welches den nordöſtlichen Horizont bedeckte. „Was iſt das?“ frug Einer den Andern leiſe. „Das iſt unſere Flotte nicht! Unſere vereinigte Seemacht im ganzen mittelländiſchen Meere zählt kaum ſo viel Wimpel, als dieſe Flotte Segel zählt! Das iſt der Feind!“

Aus den beſtürzten Mienen der Offiziere war wenig Troſt gegen die Beſorgniß zu ſchöpfen; gelähmt durch die Maſſe der Transportfahrzeuge dieſem dreifach überlegenem Feinde nicht gewachſen zu ſein, und mit einem dem britiſchen Seemann ſonſt unei-

genen Herzklopfen, nahm Jeder ſeinen Poſten ein. — Aber plötzlich verwandelte ſich das halblaute ahnungsbange Gemurmel in ein freudig donnerndes Hurrahgeſchrei, denn der vermeintliche Feind ſignaliſirte die britiſche Flotte, und jetzt, als das Räthſel ſeiner befremdenden Stärke ſich lös'te, als die Ankömmlinge vernahmen, es ſei der Reſt der franzöſiſchen Seemacht, welcher von den Toulonesern dem britiſchen Geſchwader überliefert und nun als gute Priſe den heimatlichen Häfen zugeführt werde, jetzt verzehnfachte ſich der Donner des Jubels, der, wie ein in der Runde umherfliegendes Lauffeuer, von Schiffe zu Schiffe tos'te.

Immer voller ward der Thränentropfen, welcher beim Anblick dieſer mit Schmach bedeckten Wimpel in das Auge des Grafen Saint Hilaire trat. Es war ja ſein Vaterland, ſein unglückliches, von Parteien zerriſſenes, von Feinden beſtürmtes und von wahnſinnigen Mordbuben mit Füßen getretenes Vaterland, deſſen Niederlage der rings um ihn her wogende Jubel der Fremden feierte, in deren Reihen er focht, der Fremden, die er von Kindheit an als

Erbfeinde ſeines Frankreichs zu betrachten gewohnt geweſen und deren Gehülfe er jetzt war. Der unerträgliche Druck auf ſeiner Bruſt trieb ihn von dem menſchenvollen Verdeck hinab in die einſame Kajüte; hier blickte er mit Gott verklagendem Schmerz auf ſeine ungeheueren Lebenslooſe zurück, die, eins nach dem andern aus dem heitern Himmel auf ſeinen ebenen Pfad niederfallend, den ruhigen, beglückten Bürger zum heimatloſen Abenteurer gemacht hatten.

Ein Geſpräch, welches in einem anſtoßenden Raume zwiſchen einigen engliſchen Offizieren laut genug geführt ward, um von dem Grafen verſtanden zu werden, unterbrach ſeine Rückblicke und vereiſte die Thränen in ſeinem Auge. Es war zwiſchen den Sprechenden von der Art und Weiſe dieſer Eroberung die Rede, und mit Entſetzen vernahm Saint Hilaire, daß dieſe Flotte, welche die Briten als ein ihnen durch das Recht des Krieges anheimgefallenes Eigenthum behandelten, ihnen, als den Bebündeten des geſtürzten Königshauſes, vertrauungsvoll in Obhut gegeben worden ſei. Der Graf horchte erſtarrend auf und hörte mit wachſender Empörung, daß das

unglückliche Toulon, welches ſich in die Arme der Freunde des Lilienthrons zu werfen vermeint hatte, unter dem Druck einer aus Briten, Spaniern und Italienern zuſammengeſetzten Armee wimmere und die Beſtimmung habe, den Briten zum Erſatz für das einſt beſeſſene Calais und zur immer offenen Pforte in das Innere Frankreichs zu dienen.

„Mein Sohn! Mein Kind! Du Einziges auf Erden, an welches die Vorſehung mich noch gebunden hat, warum ließ ich mich verleiten, außer Dir noch etwas Anderes, ein Vaterland, ein gerettetes Vaterland, Dir und mir eine Heimat zu ſuchen!“ So ſchluchzte der Graf mit erſtickter Stimme und wandte die thränennaſſen Augen von dem Kajütenfenſter hinweg, bis das letzte Segel der geraubten Flotte in dem Gewölk verſchwunden war, welches den weſtlichen Horizont bedeckte.

In der kummerſchweren Nacht, welche dieſem trüben Tage folgte, entwickelte aus tauſend verſchiedenen Entwürfen ſich der Plan des Grafen, ſeiner neuen Dienſtpflicht zu entſagen und gelegentlich über Malta nach Deutſchland zu ſeinem Kinde zurückzukehren.

Die, vom Donner der Geſchütze immer bewegtere Luft verkündete die Nähe des Ziels. Lachend und ſich in Witzen über die vergeblichen Anſtrengungen der zu Feldherren gewordenen Wundärzte und Stubenmaler erſchöpfend, ſpotteten die Briten des republikaniſchen Heeres, welches ſeine Kraft im Kampf um einzelne Außenwerke vergeudete, um ohnmächtig vor dem befeſtigten Vorgebirge liegen zu bleiben, welches der engliſche Stolz mit dem prunkenden Namen: „Klein Gibraltar" geſchmückt hatte.

In ſolcher heitern, ſiegathmenden Stimmung ward die Bemannung der Flotte auf der Rhede von Toulon ausgeſchifft; da, im Augenblick der Landung — bebte die Erde, zitterte das Meer, und eine ungeheuere Erſchütterung, welche ganz Toulon zu begraben ſchien, betäubte die ausgeſchifften Krieger. Die diesſeitigen Kanonen waren verſtummt, aber mit doppelt belebtem Eifer ſprühte aus den feindlichen Verſchanzungen das Geſchütz Dampf und Feuer umher. Die Hörner und die Trommeln heulten und wirbelten den Sturmruf, Adjutanten ſprengten daher, die eben gelandeten Hülfstruppen zur eiligen

Unterſtützung ihrer bedrängten Mitbrüder auffordernd, und entmuthigend lief während des Vorrückens von Rotte zu Rotte das Gerücht, der Feldherr der britiſchen Landmacht, O'Hara ſei gefangen worden, eine Bombe habe das Hauptpulvermagazin in der Mitte Toulons erreicht, und den vierten Theil der Stadt zertrümmert; das Fort Malbosquet ſei, während die Aufmerkſamkeit der Vertheidiger ſich auf die Zerſtörung in ihrer Mitte gerichtet habe, von den Neufranken mit ſtürmender Hand genommen und die unerſtürmbare Veſte, Klein-Gibraltar, im erſten Augenblick des Schreckens von ihren Vertheidigern verlaſſen worden.

Lautes Geheul empfing die Erſatzmannſchaft bei ihrem Einzuge in die Stadt. Der Schrecken hatte ſich von der Bevölkerung Toulons auf die zuchtloſen Horden der Spanier und Italiener übertragen und dann auch den Briten mitgetheilt. Nur in der Flucht ſchien die Rettung der Bewohner der royaliſtiſchen, verrvehmten Stadt zu liegen, und mit zauberhafter Schnelle füllten ſich die eben gelandeten britiſchen Schiffe mit verzagenden Flüchtlingen, wäh-

rend die Kais mit Verzweifelnden bedeckt waren, welchen die Aufnahme in den überfüllten Fahrzeugen verſagt werden mußte. Der britiſche Befehlshaber ſuchte vergeblich Ordnung zu erzwingen, und überzeugte ſich endlich von der Unmöglichkeit, unter ſolchen Umſtänden und mit ſolchen entmuthigten Vertheidigern den Platz zu behaupten. Er gab Befehl, das britiſche Eigenthum, ſowohl das hierhergeführte als das erbeutete zu retten, und, um deſſen Einſchiffung ſicher zu bewerkſtelligen, die Beſatzung der nächſten Werke zu verſtärken. Graf Saint Hilaire erhielt den Auftrag, eine Lünette des Forts Poné zu vertheidigen.

Die Nacht brach an. Das tiefe Dunkel derſelben verhieß die Einſchiffung zu begünſtigen, aber das Auge eines dämoniſchen Weſens ſchien dieſe Finſterniß zu durchblicken. Immer gedrängter ſenkten ſich die Bomben und Granaten, immer den Mittelpunct der Expeditionen treffend, die Fahrzeuge zerſchmetternd und die Gruppen der Rettungsbedürftigen zerreißend, und näher und näher dem letzten Bollwerke der Vertheidiger rückten die Batterien der

Neufranken. Da gab der britiſche Admiral den Verſuch auf, die Arſenäle ſeines Vaterlandes durch die Beraubung der Niederlagen Toulons zu bereichern; er befahl, die Beſatzung der Werke zurückzuziehen, dieſe in die Luft zu ſprengen und die Zeughäuſer ſo wie den Reſt der franzöſiſchen Flotte im Brand zu ſtecken.

Die beiden Vierzehnpfünder auf der Lünette, welche Graf Saint Hilaire vertheidigte, ſpielten ununterbrochen in wechſelſeitigem Feuer und beſchäftigten ſeine ſchwache Mannſchaft ausſchließlich; Niemand bemerkte, daß das Fort von ſeinen Vertheidigern verlaſſen und daß die Beſatzung der vereinzelten Lünette abzulöſen vergeſſen worden ſei; da ſprühte im Rücken der Verlaſſenen ein ungeheuerer Vulkan ſeine Glutſtröme zu dem nächtlichen Himmel empor, mit Tagesflammen die feindlichen Redouten beleuchtend, unter deren Schutz ſich die ſturmluſtigen Republikaner in Reihen ſammelten. „Das iſt das brennende Toulon!“ — „Das iſt die brennende Flotte!“ — „Das iſt der ſtürmende Feind!“ — So ſcholl das Geſchrei ſeiner entſetzten Briten an des

Grafen Ohr, da — ein betäubender Knall, ein Weichen der Erde unter ſeinen Füßen, ein ſchmerzlich tödtender Schlag auf ſeiner Bruſt — und die Sinne vergingen ihm.

„Vive la République!“ donnerte ein tauſendſtimmiges Geſchrei um den Todähnlichen her, welcher, wie im wüſten Traume, ſich an Armen und Beinen gepackt und gehoben fühlte. „Laßt ihn, er lebt noch,“ rief eine mildere Stimme, und mühſam ſchlug der Graf die Augen auf. — „Er darf nicht leben, der Engländer, der Tyrannenſöldling! Fort, hinunter mit ihm in den Graben zu ſeines Gleichen!“

Mit einem gebietenden „Halt!“ unterbrach eine gewichtige Stimme den Lärm der mordfertigen Geſellen, und Saint Hilaire fühlte ſich unſanft auf den Boden niedergleiten. Ein feindlicher Offizier, das Greiſenantlitz mit ſchönen ehrwürdigen Zügen geſchmückt, trat näher und fragte: „Sind Sie verwundet?“

Der ſtechende Bruſtſchmerz des Grafen geſtattete ihm keine laute Antwort. „Ich fühle mich dem Tode nahe,“ hauchte er in geläufigem Franzöſiſch, uneinge-

denk der Nothwendigkeit, hier ſeine Abkunft verleugnen zu müſſen.

„Mein General, das iſt kein Engländer! So ſpricht nur ein Franzoſe unſere Sprache!“ rief ein Zweiter, und der Graf erblickte einen ſehr jungen hagern Mann, deſſen große, ſtechende Augen ihn durchbohren zu wollen ſchienen. „Ihr ſeid ein Franzoſe! Wie heißt Ihr?“ fragte der Jüngling, und zog ſein fahlgelbes Antlitz in drohende Falten. — — „Ein Sterbender hat Nichts mehr zu fürchten,“ erwiderte der Graf; „ich bin Graf Saint Hilaire, Derſelbe, welcher Frankreichs Söhne aus ihren Feſſeln riß und den Frankreich zum Lohn in die Reihen ſeiner Feinde verſtieß. Nun geht hin, klagt mich an und laßt mich unterm Beile ſterben, ehe meine zerſchmetterte Bruſt den Tod herbeiruft.“

„Saint Hilaire?“ murmelte der General Dügommier, denn dieſer war der Greis, nachdenkend vor ſich hin, ergriff dann die Hand ſeines jüngern Genoſſen, und ſprach halblaut: „Bürger Buonaparte, beflecken Sie die Lorbeeren nicht, welche der heutige Tag auf Ihr Haupt geſtreut hat. — Dieſer

Mann, ich erinnere mich der Begeiſterung, mit welcher Frankreich ſeinen Namen nannte, er iſt ein Ehrenmann. Ihnen übergeb' ich dieſen gefangenen Briten! Verſtehen Sie mich? — Dieſen Briten."

Der General drückte die Hand des jugendlichen Helden des Tages, und ging. Verächtlich ſah dieſer auf ſeinen Gefangenen nieder, fuhr dann, tief Athem ſchöpfend, mit der flachen Hand über ſein Mumiengeſicht, beugte ſich nieder zu dem Grafen und flüſterte: „Sie ſind gerettet, wenn Ihre Wunden oder Ihre voreilige Aufrichtigkeit Sie nicht tödtet. Hören Sie auf, Saint Hilaire zu heißen, Graf zu ſein und franzöſiſch zu ſprechen. Adieu."

Er winkte einem Wundarzt, übergab ihm den gefangenen Briten zur Pflege, und dieſer ſah den Jüngling nicht wieder, der hier zum Erſtenmale den Arm erhoben hatte, welcher die Welt einſt zu tragen und zu ſchaukeln beſtimmt war.

Nur die ſchwerverwundeten Briten waren in die Hände der Neufranken gefallen, und nur Wenigen jener Unglücklichen rettete die Gunſt des Zufalls

das Leben. Unter dieſen Wenigen fand ſich Saint Hilaire mit zerſchmettertem Schlüſſelbein und mit ſchwer verletzter Bruſt ſprachlos und fieberbewegt in einem der Hospitäler wieder, welche in den Vorſtädten Toulons errichtet worden waren. Eine bei der Sprengung des Forts abgeriſſenen Steinmaſſe ſchien auf den Unglücklichen niedergeſtürzt zu ſein.

Monat auf Monat verſchwand. Immer geringer ward die Zahl der Lagerſtätten in dem weitläufigen Krankenſaale. Einer der Verwundeten nach dem andern räumte ſeinen Platz, entweder auf der Bahre hinweggetragen, oder durch Gendarmen in das Innere Frankreichs zur Gefangenſchaft abgeführt. Endlich lag nur noch Einer jener Elenden in dem Siechhauſe, und dieſer Eine war Graf Saint Hilaire. Ein menſchlicher Arzt trug nicht allein Sorge für die Erhaltung ſeines Lebens, ſondern auch für deſſen Erheiterung, indem er ihm die Erlaubniß zur Theilnahme an einem Leſezirkel erwirkte, in welchem freilich die Flugblätter nicht fehlten, die aus der Werkſtätte des aufgelöſeten Jakobinerklubs ihre verderbli-

chen Funken umherſprühten und leider immer noch neue Brennſtoffe fanden.

Dieſe Blätter führten in das Gedächtniß des ſiechen Gefangenen manchen bekannten Namen zurück und gaben endlich auch Kunde von der Bürgerin Leonide Ainaraude, welche unter den, im Gefängniß zu Chalons ſur Marne Geſtorbenen aufgeführt war. Unſäglich erſchüttert ließ der Graf das Blatt aus den Händen ſinken, doch bald erhob er dieſe wieder zum Dankgebet, welches ſein Herz an den liebreichen Vater der Unglücklichen richtete. Leonide war todt, aber nicht der finſtre Engel, der ſeine Schwingen in Blut taucht, bevor er ſie erhebt, ein milderer Geiſt war der Geſandte der ewigen Liebe geweſen, welcher die an allen Erdengütern Verarmte heimgeführt hatte.

Die ſchwere Sorge des edeln Gefangenen, welche die Geneſung ſeiner Seele wie ſeines Körpers bisher gehindert hatte, die Sorge um die verlaſſene Leonide hatte aufgehört, ſeine Nächte mit marternden Träumen und ſeine Tage mit quälendem Sinnen zu vergiften, ſeit er ſie von den Schrecken der Guillo-

tine in den Arm ihres und ſeines himmliſchen Vaters gerettet wußte. All ihre Schwächen ſtarben in ſeiner Erinnerung und immer fleckenloſer, immer glänzender traten ihre Tugenden vor ſein Auge, welches immer befangener, je länger es zurückblickte, ſtatt der begnadigten Sünderin zuletzt nur eine Heilige ſah. Dieſer erhebende Anblick erheiterte ſeine Seele und beförderte ſeine Geneſung, welche nach jahrelangem Kampfe endlich ſo weit gediehen war, daß ſeiner Hinwegführung in das Innere der Republik nichts mehr entgegenſtand.

Der Weg nach der Veſte, welche den Gefangenen aufzunehmen beſtimmt war, fing am Schluſſe des fünften Marſchtages an, dieſem bekannt zu werden und mit einem halb freudigen, halb beängſtigenden Erſchrecken hörte er in Cordes den Namen des Maire's, Legrange, nennen. Er forſchte nach dieſem, und die Auskunft, welche er empfing, überzeugte ihn, daß dieſer Maire, Legrange, welcher jetzt auf deſſen Landſitze, Luclauſe zu finden ſein ſollte, der väterliche Freund ſeiner verklärten Leonide ſei. All ſeine Sehnſucht, einen Zeugen ſeines zertrümmerten

Glückes wieder an ſeine Bruſt zu drücken, erwachte, und es gelang ihm, durch die Angabe, er müſſe eines Geſchäfts von hoher Wichtigkeit wegen durchaus dieſen Maire Legrange ſprechen, den Gendarmen zu bewegen, mit ſeinem Gefangenen den kleinen Umweg über Luclauſe einzuſchlagen.

Mit ſchwer verborgenem Beben vernahm der Graf, vor der Pforte des unkenntlich gewordenen Vaterhauſes ſeiner Leonide ſtehend, wie ſein Begleiter, nach dem Maire Legrange fragend, den Berg hinaufgewieſen wurde, und trat mit dieſem den Weg nach der Ruine an. — Da blieb er, wie von unſichtbarer Hand gehalten, plötzlich ſtehen, denn ein Ausruf: „Gott ſei Dank, da ſind Sie!" riß ſeinen Sinnen die Gräber der Todten auf. — Das war ihre Stimme! — Plötzlich aber riß eine zweite ſeinen Fuß aus deſſen magiſchen Feſſeln. „Leonide, meine geliebte Leonide!" hörte er rufen, ſtürzte vorwärts, die Spitze des Felſenvorſprungs erreichend, um deſſen Rundung der Pfad aufwärts ſich ſchlängelte, und aufs Neue erſtarrte ſein Fuß, denn vor ihm, in einer Entfernung von weniger als zwölf

Schritten, ſtand ſeine todtgeglaubte, von ſeiner Phantaſie zum Engel verklärte Leonide, herabgeſchleudert in die niedere Sphäre der Menſchheit, umſchlungen von einem Manne, da. — Die Erſcheinung glich einer Geſpenſtigen; aber ein Heer dämoniſcher Erinnerungen ſprang, den Funken gleich, die der Stahl aus dem Steine lockt, aus dem Dunkel der Vergangenheit des Unglücklichen in den Lichtpunkt ſeiner Gegenwart, und tauſend Stimmen überboten einander, ihm gellend zuzurufen: „Sie lebt! Sie iſt's! Dieſelbe, welche mit der Glut einer Bachantin von Arm zu Arm flog, ſich in den deinigen ſtürzte, um, umſchlungen von dir, mit ungezügelter Sehnſucht nach jenem wilden Kroatier hinzublicken; Dieſelbe, die dich und ihr Kind mit Füßen trat, um an die Bruſt des Vergifters ihrer Unſchuld zu fliegen, den ſie verrieth und mordete, um, getrieben von ihrer Laune, zu dir zurückzukehren, und dein Bild aus ihrem Buſen riß, um den Platz frei für einen Vierten zu machen! — Fort! fort von hier!"

So rief es in ihm, und mit der Schnelligkeit

des Sturmwindes wandte er ſich um, ergriff im Fliehen den Arm ſeines zurückgebliebenen Wächters und riß dieſen mit der Haſt eines Wahnſinnigen fort den Berg hinab.

Erſt ſpät gelang es dem Gendarmen, den Lauf ſeines raſenden Gefangenen zu mäßigen, deſſen Schritt nach und nach zum läſſigen Schleichen ward. — Endlich war ſein Aufbewahrungsort erreicht; die tiefe Einſamkeit, welche ihn in ſeinem abgeſchiedenen Gewahrſam empfing, milderte die Grellheit des Bildes, welches der Anblick Leonidens in den Armen eines Mannes, ſeinen Sinnen eingeätzt hatte; aber wie auch einzelne Stimmen ſeiner Erinnerung für die Geſunkene ſprechen mochten, ſein Gedächtniß hatte die entehrenden Anklagen aufbewahrt, welche ſein Sinnentaumel in jener ſchweren Stunde auf ihr Haupt gehäuft hatte; es war ihm nicht möglich, zu vergeſſen, daß er ſie Buhlerin genannt, daß ſie, von Arm zu Arm geeilt, den zweifelhaften Vater ihres jüngſten Kindes vergeblich ſuche, und jeden Abend drückten das Auge des Leidenden bittere Thrä-

nen zu, der Lebenden fließend, welche, todtgeglaubt, all' ihrer Sünden entledigt, hoch über ihm geſchwebt hatte.

Faſt fünf Jahre verſchlichen dem Gefangenen in ſeiner tiefen Abgeſchiedenheit; ſeine Freudengeiſter waren geſchieden; Milzſucht nagte an ſeinen Lebenskräften; ſeine Züge verfielen, ſein Haar war ergraut; — da brach der Friede von Amiens ſeine Feſſeln. Die britiſchen Gefangenen erhielten ihre Freiheit und Saint Hilaire mit ihnen.

Mit bewegter Seele, niedergedrückt durch die Jahre lang geathmete Luft ſeines Kerkers, blickte der Freigelaſſene auf der ihm fremdgewordenen Erde nach dem Wege umher, welcher ihn zu ſeinem Sohne zu führen verhieß, überſtieg, von ſeinen Hoffnungen endlich geſtärkt, die Gebirge ſeiner Heimat und die Alpen und langte faſt zur ſelbigen Stunde in dem, aus ſeinen Trümmern erſtandenen Dörfchen Irwang an, als Leonide, gefolgt von Legrange und ihren Kindern, ihren Wagen verließ, um die Spuren ihres verlorenen Sohnes aufzuſuchen.

Eben hatte der Graf von der Pflegerin des Entſchwundenen den Verluſt ſeiner letzten Erdenhoffnung vernommen, als plötzlich Leonide vor ihm ſtand, ſeine Füße umklammernd, niederſank, und bleich und entathmet die Augen ſchloß.

Drittes Capitel.

O ſüßer Kelch voll Lieb' und Luſt und Bangen,
Den Einmal nur das arme Glück uns ſchenkt,
Wenn Bruſt an Bruſt, umfangend und umfangen,
Und Mund an Mund, und Seel' an Seele hängt,
Und Gegenwart, Erinn'rung und Verlangen
In einen Kuß, in einen Hauch ſich drängt!
Vorbei, vorbei, du Bild voll ſüßer Schmerzen,
Du ſüßes Bild! Du Fremdling meinem Herzen!
Ernſt Schulze.

„Barmherziger Vater im Himmel! Sie leben?" Mit dieſen Worten wand ſich die Zunge des redlichen Legrange von den Feſſeln los, mit welchen der Schreck, obwol freudigen Urſprungs, ſie gebunden hatte. Dann erſtickte ein Thränenſtrom ſeine Stimme; er breitete ſeine Arme aus und drückte den Grafen an die Bruſt.

Bis zu dieſem Augenblicke hatte Saint Hilaire einer Bildſäule ähnlich dageſtanden; jetzt aber ſchien

ſein vereiſ'tes Blut von dem heftig ſchlagenden Her=zen ſeines Freundes wieder zu neuem Leben erwärmt zu werden. Auch ſeine Arme breiteten ſich aus, die Umſchlingung zu erwiedern, und auch ſeine Augen floſſen über von Thränen. „Ja, ich lebe," ſtam=melte er, „ich lebe, weil Gott mich verurtheilt hat, Alles zu überleben, was er mir zu eigen gab auf Erden. — Mein Kind und — Dieſe!"

Er riß ſich aus Legrange's Armen, deutete auf Leoniden, die, umſchlungen von ihren Kindern am Boden lag, flüſterte: „Leben Sie wohl auf ewig!" und entrann. Aber mit Jünglingskraft ſtürzte Le=grange ihm nach, umfaßte ihn und riß ihn gewalt=ſam zurück. „Unglücklicher, wo wollen Sie hin? Ihrer Gattin entfliehen? Ihrem Freunde?" rief er.

Da verzog ſich das Geſicht des Grafen zu men=ſchenfeindlichem Ausdruck. „Meiner Gattin?" fragte er gedehnt. — „Meinen Sie Dieſe, welche ihre Wittweneinſamkeit in den Armen eines troſtbefliſſe=nen Dritten zu erheitern ſuchte?"

Jetzt ſank der Schleier von Legrange's Augen. Er entſann ſich, in welcher Lage der Graf Leoniden

wiedergefunden hatte, als vor fünf Jahren ſie ihren Engel und Meneuille ſeinen Nebenbuhler zu ſehen geglaubt hatten, und mit freudeſtrahlendem Auge rief er: „Kommen Sie, kommen Sie! Sie ſind im Irrthum! Sie ſollen erfahren, wie innig Leonide immer die Ihrige war und wie würdig ſie iſt, immer die Ihrige zu bleiben.“

Schwankend und ſichtbar gezwungen folgte der Graf ſeinem Führer, der ſich ſeines Armes bemächtigt hatte und ihn mit ſich fortzog. — Als ſie die Schwelle der Hausthür erreichten, fanden ſie Leoniden nicht mehr dort; Frau Ulrich hatte ſie in ein Zimmer gebracht, und Legrange ſah die Kranke in ſo guten Händen, daß er es wagen zu dürfen glaubte, ſie dieſen zu überlaſſen, um Zeit zu gewinnen, ſeinen aus dem Grabe erſtandenen Freund mit den Ereigniſſen bekannt zu machen, die, während der Periode ſeiner Verſchollenheit, Leoniden bald zu einem ſtumpfſinnigen Thierleben herabgedrückt, bald zur verzückten Träumerin umgewandelt hatten, welche in dem verlorenen Gatten den Mittler zwiſchen ihr und Gott, ihren Engel ſah.

Mit wortloſer Bewegung horchte der Graf auf die Rede des verſöhnenden Freundes, welcher vielleicht noch lange nicht geendet haben würde, wenn ihn nicht ein Wink der gaſtfreien Wirthin vom Hauſe in das Nebengemach zu der erwachten Kranken gerufen hätte. Er fand dieſe in heftiger Aufregung. „Legrange," rief ſie ihm entgegen, „Legrange, ſagen Sie mir, hab' ich geträumt — geträumt? — von ihm! — Iſt es wahr: lebt er? — iſt er noch Menſch wie ich? — ſündiger Natur wie ich? — iſt er noch nicht gereiſt zum Himmel? — noch nicht bei Gott? — und ich — ich bin noch ohne Vertreter bei Gott?"

„Gott iſt mit Ihnen! Mit Ihnen und mit ihm, den Gott Ihnen ſendet, um Sie Beide ſchon durch irdiſches Glück für den Gram zu ſegnen, den Sie mit chriſtlicher Ergebung getragen haben," erwiderte Legrange, da preßte Leonide ihr Geſicht auf ihre zerrungenen Hände und ſchrie verzweifelnd: „So iſt's denn vorbei mit meiner Hoffnung auf Himmelsſeligkeit! Unvertreten ſteht die Meineidige, die Mörderin vor Gottes Thron, und Gott wird ſie

verſtoßen von ſeinem Antlitz! Ich bin verdammt zu ewigen Leiden, ob ich leben mag oder ſterben!“

Legrange gerieth in unbeſchreibliche Verwirrung. Alle Troſtgründe waren bei dieſer Verzweifelnden an Gottes Vaterliebe verloren; die Sorge für dieſes jammerbeladene Haupt hielt ihn hier feſt, und die Furcht, der im nächſten Zimmer verweilende Gatte möge den Ausbruch des Schmerzes ſeiner Gattin über ſeine Lebenserhaltung vernommen und aufs Neue verletzt, ſich zur neuen Flucht entſchloſſen haben, riß den rathloſen Freund beider Unglücklichen wieder hinaus. Noch kämpfte er zwiſchen Gehen und Bleiben, da hob plötzlich Leonide ihr bleiches Haupt mit wunderbar erheiterten Zügen empor. „Ich bin nicht verlaſſen an Gottes Throne,“ ſprach ſie mit fliegender Zunge. „Gott iſt gnädig wenn er gibt, aber allgnädig wenn er nimmt! Einen Godefroy, den Vater — den Gatten, giebt er mir wieder, den Zweiten — mein Kind — hat er zu der Schaar der Engel verſammelt, die ſeines Wortes heilige Boten ſind. Hier an dieſer Stelle fand mein Kind den Tod unter den Ruinen des brennend zu-

ſammenſtürzenden Hauſes. — Zweifeln Sie nicht! Es iſt ſo! Fragen Sie die Pflegerin meines verlorenen Kindes, ob ſie an deſſen Leben glaubt, und ſie wird Ihre Frage verneinen. Auf dieſer Stelle endete mein Kind auf Erden, um meinen Wahn zur Wahrheit zu machen, daß ein Engel vermittelnd und verſöhnend zwiſchen mich und Gott getreten ſei. — Und hier auf dieſer Stelle führte mein Engel, um mich für den Verluſt meines Kindes zu entſchädigen, mich ſeinem irdiſchen Vater zu! — Wo iſt mein Godefroy? — Geleiten Sie mich zu ihm! Ich bin ſein auf Erden, und werd' es auch droben ſein!"

Sie raffte ſich von ihrem Lager empor, da flog die Thür auf, und — das bleiche vergrämte Geſicht von Thränen überſchwemmt, trat der Graf ein und warf ſich laut ſchluchzend in Leonidens Arme. Vom Gefühl unausſprechlicher Freude übermannt, ſtand Legrange mit gefaltenen Händen neben der engverſchränkten Gruppe, bald niederblickend zu dieſer, bald das entzückte Auge zu dem himmliſchen Geber und Nehmer emporblickend, deſſen Hand ewig zum Segen ausgeſtreckt iſt, ob ſie gebe, ob ſie nehme.

Noch lagen die einander wiedergegebenen Gatten, nichts als ihr unausſprechlich ſeliges Glück empfindend, Eins in den Armen des Andern, da winkten die neidiſchen Hüter des auf Erden nicht heimiſchen Freudengeiſtes ihn wieder zurück in ſeine himmliſche Wohnung, um den Platz ſeinen Widerſachern zu räumen, deren Vaterhaus die unerforſchte Tiefe des menſchlichen Herzens iſt. — Die Kinder des wiedervereinigten Gattenpaares, bis jetzt von Frau Ulrich ſorgſam von dem Krankenbette ihrer Mutter entfernt, waren nicht mehr zurückzuhalten, ſeit die freundliche Stimme derſelben zu ihnen gedrungen war. Sie ſtürzten in das Zimmer und an die mütterliche Bruſt; da riß Leonide ſich empor und rief, auf den Grafen deutend: „An dieſes Herz werft Euch meine Kinder! Es iſt das väterliche! Begrüßt Euern Vater, meinen Saint Hilaire!“

„Unſer Vater?“ fragte Hilairie faſt beſtürzt, „ich denke, unſer Vater iſt todt;“ der Knabe hingegen hing ſich mit freudigem Jauchzen an die Kniee des Grafen, der, von dem überraſchenden Eindruck dieſes Augenblicks zu ſeinen bitterſten Erinnerungen zu-

rückgeriſſen, unter der Berührung des Kleinen wie erſchreckend zuſammenzuckte und durch eine jähe Bewegung ſich dem Arm des Knaben ſo heftig entwand, daß dieſer, ausgleitend, zu Boden fiel. Da erglühte das Mutterherz in Leonidens Bruſt. „Saint Hilaire," rief ſie, das Kind an ſich drückend, „es iſt Dein Blut, welches Du mit Füßen trittſt! Dein Kind, welches Du von Dir ſchleuderſt!" — „Nein," rief der Knabe, „das iſt nicht unſer Vater! Hilairie hat Recht, unſer Vater iſt todt!"

„Ja, Euer Vater iſt todt!" hob mit dumpfer ſchmerzbeklemmter Stimme der Graf an, in deſſen Seele die Erinnerung an Leonidens Vergangenheit alle Schatten ſeiner hinter ihm liegenden Lebensnacht warf, und mit einem herzzerreißenden Aufſchrei fiel Leonide, ihre Kinder umſchlingend, ein: „Ja, ja! Es iſt wahrhaftig wahr: Euer Vater iſt todt! mein Gatte iſt todt! dieſer Fremde mit dem eiſigen Herzen iſt Euer Vater nicht — iſt mein Saint Hilaire nicht!"

Sie verbarg ihr thränenbedecktes Geſicht in die Locken der zuſammengepreßten Häupter der Kleinen

und blieb, ihrem Schmerze verſtummend hingegeben, in dieſer Stellung einige Minuten lang liegen. Betäubt von dieſer unerwarteten Wendung des glückverheißenden Augenblicks ſtand Legrange neben dem Grafen, welcher krampfhaft die Hände zuſammengedrückt, auf dieſe niederſtarrte. Endlich belebte ſich die todte Gruppe; Leonide richtete ſich auf, blickte lange und ſtier zu Legrange hinüber und rief dann mit ſchneidendem Tone: „Was ſinnen Sie, Freund meiner Jugend? — Auf die Abwendung des Fluchs, der auf meinen Haupt liegt, und den ich Unſelige auf die Häupter dieſer Kinder des Kerkers vererbte? — Kommt her, Ihr Verleugneten! Stellt Eure Züge als Zeugen Eurer Abkunft Eurem Verleugner entgegen! Rettet Eure Mutter von der tödtenden Schmach des Verdachts, einem andern Mann als dieſem, der Euch verſtößt, Kinder geboren zu haben! Entbürdet die Unglücklichſte auf Erden von dem Fluche, der ſie trifft, weil ſie gleichzeitig das Weib zweier Männer war! — Saint Hilaire, hier ſieh' her: blickt aus dem naſſen Auge dieſes Kindes nicht Deine Mutter Dich an? Begegnet Dir beim Anblick der Züge dieſes Knaben

nicht der Geiſt Deines Vaters? — Schweigen Dir dieſe Zeugen? — Wohlan, ſo verleugne ſie und wandle einſam Deine Bahn bis zum Grabe, und ſei taub für die Stimme der Natur, bis die Poſaune des jüngſten Tages Dein Ohr weckt, und der Anblick der ewigen Herrlichkeit Dein Auge lichtet, und Du, unter all' den verwandten Seligen allein der ewig Fremde, ausrufen wirſt: „Ja, es war mein Blut, das ich verleugnete! Es war meine Seele, die fortlebte in jenen Weſen, welche ich von mir ſtieß! — Kinder, blickt Euren Vater an, und Gott ſei Euch gnädig, Euch und ihm und mir in dieſem ſchweren Augenblick!"

Mit wachſender Seelenzerknirſchung hatte der Graf auf die Worte des verzweifelnden Weibes gehorcht, welches jetzt mit fliegenden Händen die beiden Kinder umdrehte und ihre Geſichter ihm entgegenſtellte. Da war es ihm, als rede aus den Zügen dieſes Mädchenantlitzes ſein verlorener Godefroy ſein Herz an, und als blicke ſeine Mutter, wie er ſie in ihren trüberen Stunden geſehen zu haben ſich erinnerte, ihn aus dem düſter auf ihn gerichteten

Augen dieſes Knaben an. Er ſchwankte, doch ſchnell beſonnen hub Legrange die Kinder empor, drückte ſie an die Bruſt des Vaters, deſſen Arme ſich unwillkührlich ausbreiteten, ſie umſchlangen, während ſeine Lippen ſich mit dem Seufzer: „Meine Kinder!" öffneten und unter Leonidens Küſſen ſchloſſen.

So ging, klar und heiter, die Sonne des ſturmreichen Tages unter; aber dieſer Sturm hatte zu heftig an Leonidens geſchwächten Kräften gerüttelt; ſie erkrankte ſchwer. — All' ſeine glückſtörenden Erinnerungen vergeſſend, die Angſt ſeiner Kinder um die geliebte Mutter theilend und die Liebkoſungen der Kleinen erwiedernd, ſaß der Graf an dem Bette der Kranken, bis dieſe endlich, durch die Kunſt des Arztes befreit von dem ſinnberaubenden Fieber, zu einem neuen fröhlichen Daſein erwachte, in deſſen Ausſchmückung ihre Phantaſie ſich ſelbſt überbot. Jetzt ſollte Chateaugris ihr und ihrem Saint Hilaire zum Schauplatz des Glückes werden, welches der Geliebte ihr zu bereiten geſonnen hatte, als er, vor vierzehn Jahren ſie heimführend, ihr von dem hohen Geſtade der Rhone mit lautem Entzücken ſein Hei-

matsland zeigte. Aber Saint Hilaire ſtand noch auf der Emigrantenliſte; er durfte es nicht wagen, ſein Vaterhaus wieder zu betreten, bevor ihm nicht die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich ausgewirkt worden war; doch ſeine Begnadigung ſchien leicht zu erwirken. Meneuille, von Würde zu Würde emporgehoben, ſtand der Perſon des erſten Conſuls nah, und ſeiner Verwendung konnte die gewünſchte Begnadigung nicht fehlſchlagen.

Legrange, indem er dieſen Plan entwickelte, nahm die Wolke nicht wahr, welche ſein Vorſchlag, Meneuille zum Werkzeug der Zurückberufung des Grafen zu machen, auf der Stirn des Letztern niederzog und dieſe noch finſterer verdüſterte, als Leonide, mit Feuer jenen Gedanken auffaſſend, Legrange aufforderte, ſogleich ans Werk zu gehen. Schnell aber unterbrach ſie der Graf, indem er Legrange's Vorſchlag beſtimmt ablehnte, und ohne Mittelsperſon die Gnade des erſten Conſuls unmittelbar nachſuchen zu wollen erklärte.

Legrange zweifelte an der Zweckerreichung des Grafen, und veranlaßte dadurch, ihm und Leoniden

den Antheil zu entdecken, welchen der gegenwärtige Machthaber in Frankreich vor neun Jahren an ſeiner Lebenserhaltung genommen habe. Dieſe Mittheilung führte zu einer umſtändlichen Erzählung aller der Ereigniſſe, welche den Grafen von den Guillotinenſtufen in Chalons, durch die empörte Vendée, über das Meer und Toulons geſprengte Werke bis hierher in abenteuerlichen Wendungen begleitet hatten.

Wenige Tage reichten hin, um Leonidens beſtürmte Kräfte wieder zu erheben, aber mit ihrer wachſenden Geneſung wuchs auch ihr ungeduldiges Verlangen, ihrem Saint Hilaire ſein Vaterhaus wieder zu öffnen. Die erwartete Entſcheidung des erſten Conſuls konnte ſich leicht um Monate verzögern, und eine ſo lange Friſt vermochte Leonide hier nicht auszudauern. „Was hindert Dich," frug ſie, „die Antwort auf Dein Geſuch in Chateaugris abzuwarten? Du giltſt dort, bis ſie eingeht, für das, was Du wirklich biſt, für einen aus der Gefangenſchaft entlaſſenen britiſchen Offizier. Verrath haſt Du nicht zu beſorgen, denn Niemand lebt mehr in Chateaugris, der Dich gekannt hat."

Dieſe Aufforderung erweckte die Sehnſucht des Grafen nach ſeinem Vaterhauſe unwiderſtehlich. Er willigte ein, und nachdem er von Zürich aus die erforderlichen Schritte zur Erhaltung ſeines Beſitzthums in Sachſen gethan hatte, trat er mit Leoniden, den beiden Kindern und Legrange den Weg nach Chateaugris an.

Genf lag im Rücken der Reiſenden. Die entlängs der Rhone gezogene Douanenkette bezeichnete ſcharf und unbequem die Grenze der franzöſiſchen Republik. Mitten unter den Haufen der Grenzwächter, welche den Wagen aufhielten, um ihn zu unterſuchen, ragte ein Kopf hervor, welcher die Aufmerkſamkeit des Grafen unter Schauern erregte. Legrange folgte ſeinem Blicke und forſchte nach dem Gegenſtande, der ihn ſo ſichtbar erſchütternd beſchäftigte, da ſprach der Graf, die zuſammengekniffenen Lippen öffnend, mit bebender Stimme: „Sehen Sie den Mann dort, den Großen mit dem ſchwarzen verwilderten Barte und dem dick unter dem Kasket hervorquellenden Haarwuchs? — Dieſer Mann iſt — Ainaraude!“

„Welcher?“ ſchrie Leonide mit Entſetzen auffahrend und ſtier in das Gewimmel hineinblickend.

„Dieſer,“ antwortete der Graf, auf die lange hagere Geſtalt deutend, welche jetzt dem Schlage genähert, mit franzöſiſcher Keckheit das Innere des Wagens muſtern zu wollen ſchien.

„Dieſer?“ frug Leonide und ſetzte nach einem die Bruſt erleichternden tiefen Athemzuge hinzu: „Nein, Dank dem Himmel, das iſt nicht Ainaraude!“

Sie ſank erſchöpft in die Kiſſen ihres Sitzes zurück, während der Douanier näher trat und die Reiſegeſellſchaft aufforderte, den Wagen zu verlaſſen.

„Nein, dieſer iſt nicht Ainaraude,“ ſprach der Graf ſeiner Gemahlin nach, faſt noch aus tieferer Bruſt als ſie vorhin ſeufzend, und verließ mit ihr den Wagen, deſſen Durchſuchung ſofort unternommen wurde. Ein zweiter Grenzbeamter forderte nach Beendigung jenes Geſchäfts die Päſſe der Reiſenden, muſterte den britiſchen Gefangenen mit langem, forſchendem Blick und gab endlich die Erlaubniß zur Fortſetzung der Reiſe.

Tiefſinnig ſaßen beide Gatten neben einander und gaben Legrange, als die nächtliche Raſt in dem nächſten Grenzorte die Kinder in Schlaf gewiegt hatte, zu neuen Beſorgniſſen Anlaß. In der That war ſeine Befürchtung nicht grundlos; Leonide war die Erſte, welche das drückende Schweigen brach, um eine Erörterung herbeizuführen, die in der Erinnerung ihres Gatten neue Schreckbilder zu den älteren, kaum entſchlummerten, geſellten.

„Wie ſchwach ſind doch die Fäden, an welche unſere Ruhe geknüpft iſt und unſer Glück!“ ſprach Leonide mit einem tiefen Seufzer. „Wie hat die oberflächliche Aehnlichkeit jenes Douaniers mit dem Stifter meines Jahre lang getragenen Elendes mich erſchüttert! — Gott, und wenn dieſer Menſch wirklich Ainaraude geweſen wäre? — Wenn Ainaraude wiederkehrte aus ſeinem Grabe und mich zurückforderte als ſein Eigenthum!“

Sie bebte, von dieſem Gedanken angeſchaudert, mit ſichtbarem Entſetzen zuſammen, und ein Seufzer, der faſt zum Wehlaut ward, entwand ſich der Bruſt des Grafen. Da nahm Legrange das Wort,

indem er unmuthig ausrief: „Unſere Ruhe hängt allerdings an ſchwachen Fäden, wenn wir uns darin gefallen, ſie durch ſelbſtgeſchaffene Sorgen aus dem Gleichgewichte zu bringen. Sie wiſſen, daß Ainaraude ſeit faſt zehn Jahren todt iſt; warum beunruhigen Sie Ihren Gemahl und ſich ſelbſt durch Schreckgeſtalten, welche Sie aus dem Reiche der Unmöglichkeit hervorrufen?"

„Unmöglichkeiten?" fuhr Leonide auf. „Was nennen Sie unmöglich, ſeit Sie meinen Saint Hilaire aus der Gruft haben zurückkehren ſehen? Liegt Ainaraude tiefer im Grabe, als mein Saint Hilaire in dem ſeinigen lag? Haben Sie Ainaraude's Leichnam geſehen? — Können Sie mir mit Wort und Eid betheuern, daß Meneuille ſich nicht getäuſcht hat, als er in dem halbverweſ'ten Körper, den man aus dem Schutte jenes unterirdiſchen Ganges hervorzog, Ainaraude zu erkennen glaubte? — Bis Sie dies vermögen, kann ich nicht aufhören, vor der Wiederkehr jenes entſetzlichen Menſchen zu zittern, dem ich durch meinen Schwur angehöre bis in das Grab!"

Mit einer ihm uneigenen Lebhaftigkeit ſtand Legrange von ſeinem Stuhl auf, faßte Leonidens Hand und rief: „Ich habe freilich Xinaraude's Leichnam nicht zur Erde beſtatten ſehen; ich kann Meneuille's Angaben freilich durch meinen Eid nicht bekräftigen, aber die Verſicherung kann ich Ihnen geben, daß Xinaraude, wenn heut die Vorſicht ſein Grab öffnen und ihn hierher ſtellen ſollte in unſere Mitte, nicht berechtigt ſein würde, geſetzlichen Anſpruch auf Ihren Beſitz zu machen. Haben Sie denn vergeſſen, welchen Troſt Xinaraude, wider ſeine Abſicht, im Augenblick ſeiner Befreiung durch Meneuille Ihnen gab? Haben Sie vergeſſen, daß Ihre Ehe mit dem Herrn Grafen nie rechtskräftig getrennt war, daß Sie folglich nie die rechtmäßige Gattin dieſes Xinaraude geweſen ſind? — Laſſen Sie ihn wiederkehren! Er ſoll uns den Beweis liefern, daß die damals noch nicht mit Füßen getretenen menſchlichen und göttlichen Satzungen Sie zu ſeinem Eigenthum gemacht haben! — Und nun ſein Sie ruhig und beglückt durch die Gewißheit, daß Sie nur

dem Manne angehören, in deſſen Hand ich die Ihrige gelegt hatte!"

„Es iſt wahr! ich habe ja nie aufgehört, Dein Weib zu ſein, und jener Betrüger hat keine Rechte auf mich!" ſo jauchzte Leonide, und warf ſich, einer Verzückten gleich, in die Arme des Grafen, welcher ſtumm aber mit ſteigender Verdüſterung Legrange's Worten gelauſcht hatte und keinen Arm regte, um Leonidens zärtliche Umſchlingung zu erwidern. Sie war zu warm, um ſeine Kühle wahrnehmen zu können; ihre letzte Lebensſorge war zerronnen; ſie gehörte Niemand auf Erden an, als ihrem Saint Hilaire, und nun, das ungetheilte und untheilbare Eigenthum dieſes geliebten Mannes, was hatte ſie nun auf Erden noch zu fürchten?

Die Reiſe ward am folgenden Morgen fortgeſetzt und nach wenig Tagen beendet. Aber wortlos und finſter, wie einſt Leonide, als ihr Gatte ſie zurückführte aus Dresden in ſein Vaterhaus, um von ihr den Erben ſeines Namens und ſeiner Güter zu empfangen, ſaß jetzt Saint Hilaire an Leonidens Seite und ſtarrte gedankenlos, wie es ſchien, aber

in der Tiefe ſeines Gemüths bewegt von ſchweren Erinnerungen, in das mit allen Reizen der Natur und der Kunſt geſchmückte Drômethal hinab. Unbeachtet hoben die Träger ſeines Stammes, die erneuerten Pfeiler der wiedergeborenen Pontgris, dieſe ſtolz und ſtattlich vor ſeinen Augen aus den Wellen empor, und theilnahmlos glitt ſein Blick von der Fenſterſcheibe hinweg, zu welcher Leonide ihn hinführte, um ihm die Erinnerung an die ſelige Zeit zurückzurufen, deren Geiſt ſeine Hand geführt hatte, als er ihren Namen dieſem Glaſe eingrub. Jetzt bemächtigte ſich Leonidens Seele der Schrecken des Gedankens, ihr geliebter Gatte ſei krank; Legrange beſtätigte ihre Beſorgniß, und der herbeigerufene Arzt, weit entfernt, die Quelle zu ahnen, welche das Leben des unglücklichen Mannes vergiftete, machte dieſelbe durch Mißgriffe zur unerſchöpflichen. Der finſtere Geiſt der Hypochondrie, deſſen Keim der Gram um Leonidens Verluſt ſchon früh entfaltet hatte, trat, genährt von Kerkerluft und Menſchenhärte, jetzt rieſig aus ſeinem verborgenen Hinterhalte hervor, und begegnete, immer finſterer die Stirn ſeines Opfers

umwölkend, mit wortloſem Mißmuthe den Liebkoſungen der troſtloſen Gattin und dem Streben des ehrwürdigen Freundes des Gemarterten, das Grollen ſeiner immer ſchwerer erkrankenden Seele zu beſänftigen.

Die jetzt eingetretene rauhe Jahreszeit legte der Heilung des Kranken neue Hinderniſſe in den Weg; doch als endlich der ſpäter als gewöhnlich wiederkehrende Frühling dem Drömethal ſeine paradieſchen Reize zurückgab, als der Kranke ſich zu kleinen Luſtfahrten verlocken und ſein Auge mit dem Ausdruck einer ſchwachen Freude zuweilen auf die todten Zeugen ſeiner glücklicheren Vergangenheit ruhen ließ, da rief Leonide, und Legrange mit ihr, eine längſt ſchon unter Thränen begrabene Hoffnung in's Leben zurück. Der Gebrauch einer Brunnen- und Reiſekur ſollte die Wirkung der Lenzluft unterſtützen und das begonnene Werk der Heilung des geliebten Kranken vollenden.

Alles war vorbereitet zu dieſer Reiſe, welche in den nächſten Tagen angetreten werden ſollte, da vernahm, an einem etwas trüben Märznachmittage, deſſen Wolken die Familie an die Zimmer feſſelten,

Legrange in einem anſtoßenden Gemach das Klirren eines zerbrechenden Glaſes. Er öffnete die Thür des Nebenzimmers — da ſtand der Graf mit ſtierem Blick vor der Lücke einer zertrümmerten Fenſterſcheibe. Legrange erſtarrte. Dieſe Scheibe war der letzte noch übrige Zeuge des kurzen Eheglücks ſeines thränenwerthen Freundes gewesen — dieſe Scheibe, es war dieſelbe, in welche der Graf in den Tagen ſeines Erdenglückes den Namen der Stifterin desſelben eingegraben hattr.

Mehrere Minuten lang ſtanden die beiden Männer ſchweigend einander gegenüber. Der Graf war der Erſte, welcher, Legrange's Beſtürzung zum Entſetzen ſteigernd, zu ſprechen anhub: „Hätt' ich" — rief er, auf einen Stuhl niederſinkend — „o, hätt' ich die Kraft, jede Feſſel, mit welcher dieſe Dienerin meines böſen Genius mich in Banden hält, zu zerbrechen, wie ich dieſe Scheibe zertrümmert habe!"

Dieſe ungerechte Schmähung des unſeligſten Weibes auf Erden entband zu deſſen Vertheidigung Legrange's Zunge, aber ſchnell fiel Saint Hilaire ihm in's Wort: „Schweigen Sie! Sie ſind beſtochen, wie ich es war in meinen ſchwachen Augen-

blicken, durch die Locktöne jener Sirene. Aber mein Gedächtniß hat meine Seele losgewunden aus jener erkünſtelten Nacht, und klar und deutlich liegt mein Elend vor meinen Augen. Der Reſt meiner Achtung für die Stifterin meines Verderbens war auf meine Zuverſicht begründet, daß ſie die rechtmäßige Gattin jenes Ainaraude geweſen ſei, und mit Jubel empfängt ſie die Botſchaft, daß ſie nichts als die entehrte Buhlerin ihres Verführes geweſen iſt, und daß ſie mich — mich zum — — oh — — "

Legrange verſuchte zu ſprechen, aber der Graf, vom tiefſten Schmerz zur höchſten Entrüſtung übergehend, ſchrie: „Kein Wort der Entſchuldigung für Jene! — Muß ich ſie noch härter anklagen, um ſie ihres beſtochenen Bundesgenoſſen zu berauben? — Wohlan, ſo hören Sie: Wie Ihre Zöglingin, ohne zu prüfen, ob ihr Vorführer ſie auf's Neue betrog, ob das Band, welches ſie an mich kettete, geſetzlich gelöſ't ſei, oder nicht, wie ſie damals ſich ihm in den Arm warf, ſo wirft ſie ſich heut in den meinigen, ohne zu prüfen, ob unſer eben ſo gewaltſam erneuertes als ehemals zerriſſenes Bündniß der Prie-

ſterweihe zur Beſtätigung bedürfe, oder nicht! — Die Scham drückt ſie nicht zu Boden bei dem Gedanken, für wen ich hier gelte bei den Dienern des Hauſes und bei den Nachbaren, deren Neugier in das Innere dieſer Gemächer dringt und ihren Namen verunglimpft, den Namen eines Weibes, für deſſen Gatten ich mich bekennen ſoll, wenn mein Begnadigungsdecret eingelaufen ſein wird! — Und wie, wenn dieſe Begnadigung mir verſagt wird? — Wenn ich unter der Maske eines freigelaſſenen Engländers fortfahren ſoll, der Schänder meines eigenen Andenkens, der Verderber des Rufes meiner vermeintlichen Wittwe zu ſein, welche, Glauben, Gatten und Namen mit gleicher Leichtigkeit wechſelnd, unter dem meinigen ihre ſchmachvollen Erfahrungen zu verſtecken geſucht hat? — Sie werden begreifen, daß ich aufhören muß, an der Schändung meines eigenen Namens zu arbeiten, daß ich nicht mit Ihnen die verabredete Zerſtreuungsreiſe unternehmen kann, daß ich —"

Das Auffliegen der Thüre unterbrach den Wortſtrom des Seelenkranken. „Vater," rief der eintre-

tende Knabe, „unſere Mutter ſucht Dich, ein Fremder fragt nach Dir.“ —

„Vater? — Dein Vater? — Den ſucht Deine Mutter?“ ſchrie der Graf unter einem fürchterlichen Gelächter. — „Wohlan, ſo mag ſie ſeine Spur verfolgen von dem Schlupfwinkel des Commandanturgebäudes in Chalons, bis zur Douanenlinie an den Grenzen der Republik, wenn ſie es nicht vorzieht, die Gebirge von Slavonien und Kroatien nach dem Freunde ihrer Blütenzeit und dem Genoſſen ihrer Flucht zu durchſuchen.“

„Gott! Gott! ſei ihm gnädig und barmherzig!“ ſtammelte zuſammenſinkend Legrange, während der Knabe, unfähig, die Worte ſeines Vaters zu deuten, dieſen ſchüchtern erſtarrte; da wandte der Graf ſich wieder an Legrange und ſprach mit gemildertem Tone: „Entſetzt Sie mein Blick in die hinter mir liegende Nacht? — Haben Sie Mitleid mit mir, Mitleid mit einem Unglücklichen, der — Einmal ſo weit gebracht, in der einſt Vergötterten die Buhlerin zu erkennen — es nicht mehr vermag, ſie wieder empor zu heben. Ja, haben Sie Barmherzigkeit mit einem

von allen Hoffnungen und Wünſchen ſo weit entfernten Manne, daß ſein ſehnſüchtigſtes Gebet ſich auf die einzige Bitte um völlige Abgeſchiedenheit von Welt und Menſchen beſchränkt!"

„Saint Hilaire, mein Saint Hilaire! Man ſucht Dich! — Ein Offizier — Soldaten!" — Mit dieſen Worten flog Leonide in das Zimmer. Ein Offizier ſchritt ihr auf dem Fuße nach. „Sie ſind Hilaire? Fähnrich im britiſchem Dienſt?" fragte dieſer den Grafen. — Saint Hilaire bejahte.

„Sie ſind Gefangener, folgen Sie mir!" fuhr der Offizier fort. Da umſchlang Leonide deſſen Knie und rief: „Warum iſt er Gefangener? Um des Heilands Wunden willen, was hat er verbrochen?"

„Verbrochen? — Nichts!" erwiederte der Offizier. Er iſt britiſcher Soldat, und der wieder ausbrechende Krieg der Republik mit England macht es nothwendig, ſich aller Briten zu verſichern, deren man habhaft werden kann."

„Er iſt kein Brite!" ſchrie Leonide. „Er iſt mein Gatte, iſt krank!"

Statt zu antworten, winkte der Offizier eini-

gen Gendarmen, welche Poſto an der Thüre gefaßt hatten, ſprach befehlend: „Abgeführt!“ wandte kurz ſich um und verließ das Zimmer.

„Ich gehe mit Dir! ich theile Dein Loos bis zum Grabe!“ rief Leonide. Da ſtreckte der Graf, ihre Anſchmiegung abwehrend, ihr den Arm entgegen und ſprach: „Nur Gatten haben das geheiligte Recht, ſich gegenſeitig unterſtützen zu dürfen in der Tragung ihrer Looſe; — Du — gleichzeitig mein Weib und das Weib eines Andern, Du biſt ledig dieſer Pflicht und dieſes Rechts! — — Leb' wohl!“ —

„Ledig — ledig von Pflicht und Recht!“ — So lallte Leonide, einem ungewiſſen Echo gleich, dem Abgehenden nach, und verlor ſich in ſcheinbar tiefes Brüten. — Da warf die Zugluft aus der zertrümmerten Scheibe ein lockeres Glasſtück klirrend zu Boden; aufgeſchreckt flog Leonidens Auge nach dem Fenſter hinüber; ſie ward todtenbleich, ſeufzte endlich tief auf und flüſterte, langſam das Zimmer verlaſſend: „Ledig — ledig von Allem, nur vom Leben nicht.“ —

Legrange, jetzt aus ſeiner Betäubung erwachend, folgte Leoniden, aber ſein Verſuch, ihre

drückende Bürde durch ein tröſtendes Wort zu mildern, ſchlug fehl. Die Leidende hatte ſich in ihr verſchloſſenes Zimmer zurückgezogen. Als ſie am andern Morgen ſehr ſpät erſchien, fand Legrange ſie ungewöhnlich blaß, ſehr ernſt, aber keine Spur des unausſprechlich tiefen Kummers, welchem er ſie heimgefallen wußte. Nur einmal ſah er ihr Auge benetzt, nachdem es lange auf ihren Kindern geruht hatte. — Der Geiſt dieſer Stille war von nun an der herrſchende in dieſem Hauſe.

Legrange hatte, ungeachtet des Grafen Widerſpruch, insgeheim durch Meneuille die Begnadigung ſeines Freundes zu erwirken geſucht, und erhielt jetzt durch Jenen die Nachricht, daß der Haß des Conſuls wider das britiſche Volk einem jeden Franzoſen, der in dem engliſchen Heere gefochten habe, die Erlaubniß zur Rückkehr in das Vaterland verſage und daß ein geeigneterer Zeitpunkt abgewartet werden müſſe, um von einer Verwendung für Saint Hilaire Erfolg zu hoffen.

Nicht weniger niederſchlagend als dieſe Botſchaft war das völlige Mißlingen aller Bemühungen, welche

Legrange anwandte, um den Verwahrungsort ſeines Freundes zu erfahren, der von jedem menſchlichen Elend begleitet, auf ewig von ihm geſchieden zu ſein ſchien. Legrange forſchte überall, ſogar in Sachſen, dem Verlorenen nach, aber Jahre auf Jahre vergingen; die Republik ward zur Monarchie, Blut floß rings um Frankreichs Grenzen und Thränen ohne Zahl im Innern deſſelben, doch kein von den Siegesfeldern zurückkehrender Verwundeter trocknete durch eine Botſchaft von dem Verſchollenen die Augen des redlichen Freundes deſſelben. Leonide ward täglich ſchweigſamer, aber je dunkler es in ihrer Seele wurde, je heller ſchmückte ſich der Horizont rings um ſie her, an welchem ihre Sonnen in wechſelloſer Heiterkeit lächelten. Ihre beiden Kinder blühten, zu den freudigſten Erwartungen berechtigend, in ihrer tiefen Einſamkeit auf, und ihre Glücksgüter wuchſen, begünſtigt durch die eingeſchränkte Lebensweiſe der kleinen Familie, von Jahr zu Jahr an. Aber dieſe Wechſelloſigkeit ihrer äußeren Verhältniſſe und ihres im Innern verborgenen Grames bedrohte Geiſt und Körper zu erſchlaffen und zu lähmen.

Es war zur Erſchütterung ihrer Jahre lang unbewegt gebliebenen Atmoſphäre ein neues Gewitter erforderlich, deſſen Stürme auch nicht ſäumten, verheerend loszubrechen.

Aus der Kanzlei des oberſten Gerichtshofes des Reichs lief ein Schreiben an die vormalige Gräfin Saint Hilaire de Pontgris, ſpäter verehlicht geweſene Ainaraude, für Leoniden ein. Ueberraſcht erbrach ſie den Brief und erſah aus deſſen Inhalt, daß die letzte noch am Leben erhaltene Abkömmlingin des Seitenzweiges des ehemals gräflich Saint Hilaire'ſchen Stammes, Gräfin Lucia de Saint Hilaire de bras de ferre, Palaſtdame der Kaiſerin Joſephine, mit Anſprüchen auf die Herrſchaft Chateaugris gegen die dermalige Beſitzerin derſelben aufgetreten ſei. Mit dem Grafen Godefroy war der ältere Zweig dieſes alten Hauſes ausgeſtorben, und nach den ehemaligen Majoratsgeſetzen ſtand dem jüngeren Zweige dieſes Stammes in männlicher und weiblicher Linie das Erbrecht zu. Auf dieſen Grund ſtützte die Klägerin den Antrag, ihr, gegen Erſtattung des geringen Kaufgeldes

an die gegenwärtige Inhaberin dieſes unveräußerlichen Familienguts, daſſelbe auszuantworden zu laſſen.

Leonidens Schreck überſtieg alle Grenzen. War ſie auch gleich in Folge eines mit der damaligen Regierung geſchloſſenen Kaufvertrages und nicht kraft eines angemaßten Erbrechts Beſitzerin von Chateaugris, ſo machte doch der Schutz der Kaiſerin, welchen die Rückforderin genoß, den Ausgang des begonnenen Rechtsſtreites ſehr zweifelhaft; da griff Legrange in ſeiner Bedrängtheit zu dem einzigen Hülfsmittel, welches ſich ihm darbot: er ſchrieb an Meneuille, welcher, jetzt zum Baron des franzöſiſchen Reichs und zu einem der Leib-Wundärzte des Kaiſers erhoben, mit dem Offizierkreuz der Ehrenlegion geſchmückt, der geeignetſte Vermittler dieſes ſo mißlichen Rechtsſtreites zu ſein ſchien.

Meneuille's Antwort war nicht ermuthigend, doch ſchlug ſie noch nicht jede Hoffnung der Bedrängten nieder. „Der Kaiſer — ſchrieb Meneuille — habe es ſich zum Geſetz gemacht, weder mittelbar noch unmittelbar auf die Erkenntniſſe ſeiner Tribunale einzuwirken; es ſei mithin auf den Einfluß des Staats-

oberhaupts in dieſer Angelegenheit nicht zu rechnen; jedoch ſcheine ſeit der Rückkehr des Kaiſers aus dem letzten öſterreichiſchen Feldzuge eine bedeutende Veränderung am Hofe im Werke, welche die Klägerin leicht ihres Schutzes berauben könne. Er rathe daher, den Rechtsſtreit vor der Hand in die Länge zu ziehen und von einem vielleicht unfernen Ereigniß den gewünſchten Erfolg zu erwarten."

Dieſes dunkel angedeutete Ereigniß, die Trennung Napoleons von Joſephinen und die Wiederbeſetzung der leeren Stelle des Throns durch die öſterreichiſche Erzherzogin Marie Luiſe, trat bald ein, und Meneuille, nicht zufrieden, die Hauptſtütze der Gegnerin ſeiner Freundin fallen zu ſehen, war, beſonders als Jene zur Ehrendame der neuerkorenen Kaiſerin ernannt wurde, darauf bedacht, die ſchwankende Wage wenigſtens in's Gleichgewicht zu bringen.

Napoleon, ſeit er ſeine Verbindung mit der Erzherzogin beſchloſſen, hatte angefangen, ſeinen Hofſtaat zu ſäubern, und die von ehemaligen Sansculotten geräumten Stellen durch Perſonen vom älteſten franzöſiſchen Adel, auf eine dem Geburtsrange und der Ge-

wohnheit ſeiner künftigen Gemahlin entſprechende Art zu beſetzen. Meneuille nahm Gelegenheit, dem Kaiſer die beiden letzten Sprößlinge des uralten Grafengeſchlechts Saint Hilaire de Pontgris für den Dienſt der Kaiſerin zu empfehlen.

„Saint Hilaire? — Graf Saint Hilaire? — etwa die Kinder desjenigen Saint Hilaire, welcher in engliſchem Dienſt vor Toulon gefangen wurde?“ fragte der Kaiſer mit Haſt.

Am Erfolge ſeiner Fürſprache verzweifelnd, bejahte Meneuille die Frage, und der Kaiſer fuhr fort: „Welch' ein Ende hat denn dieſer Saint Hilaire genommen? — Reden Sie; der Mann intereſſirt mich; ich bin nicht abgeneigt, ihm einen Platz in der Antichambre anzuweiſen.“

Meneuille vermochte dem Kaiſer keine weiteren Aufſchlüſſe zu geben, als daß Saint Hilaire, bei dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten mit England nach dem Frieden von Amiens, wieder in die Gefangenſchaft geführt und ſeitdem verſchollen ſei.

„Saint Hilaire — Saint Hilaire“ — murmelte der Kaiſer ſinnend. „Iſt mir es doch, als müßte

ich noch ſpäter etwas von dieſem Manne vernommen haben," fuhr er fort. — „Wiſſen Sie, Frankreich iſt dieſem Saint Hilaire verſchuldet, und ich will dieſe Schuld ſeinen Kindern abtragen. Ich ernenne die Gräfin zur Dame d'atour und den jungen Grafen zum Pagen der Kaiſerin. Der Präfect meines Palaſtes wird Beiden die Diplome ausfertigen laſſen."

Der Leibarzt, hoch beglückt durch die Gnade des Kaiſers, benutzte deſſen günſtige Stimmung, ſich die Erlaubniß zu erbitten, ſelbſt der Ueberbringer dieſer Diplome ſein, und die beiden begünſtigten Geſchwiſter ihrer neuen Beſtimmung zuführen zu dürfen. Der Kaiſer bewilligte ihm einen vierzehntägigen Urlaub.

Der härteſte Schlag, welcher Leonide treffen konnte, ſchien ihr dieſer, der ihre Kinder von ihr riß. Vergebens entwickelte Meneuille ihr die Vortheile, welche der ihren Kindern gewährte Vorzug ihr, ſowohl in Hinſicht auf den Ausgang ihres Rechtsſtreites, als auf den bisher nicht mit vollem Rechte von ihr geführten Namen einer Gräfin Saint Hilaire ſichre, deſſen Rechtmäßigkeit nunmehr von dem Kai-

ſer anerkannt worden und nicht mehr zweifelhaft ſei. Aber dieſe Troſtgründe, wie gewichtig ſie auch ſein mochten, waren zu ſchwach, das geängſtigte Mutterherz zu beruhigen, und auch Legrange bebte für das Lebensglück ſeiner Zöglinge, welchen die Hofluft kein Gedeihen verſprach. Leonide erbot ſich, den Beſitz ihrer Kinder durch die Zurückgabe der angeſprochenen Herrſchaft Chateaugris zu erkaufen und jeder Entſchädigung zu entſagen, aber Meneuille ſetzte die Allmacht des kaiſerlichen Willens den Foderungen der Mutterliebe entgegen und erzwang den Sieg über dieſe.

Die Zeit drängte; Meneuille's Urlaub lief ab, die Ankunft der Kaiſerin war nah, und bald weinte die kinderloſe Mutter troſtlos dem Entführer ihrer Lieblinge nach.

Nie geahneter Glanz, welcher den Einzug der jugendlichen Braut des Welteroberers in die neue Welthauptſtadt begleitete, blendete und betäubte die Kinder des einſamen Drômethals. Feſte reihten ſich an Feſte, und mit ſtumm wehmüthigen Blicken klagten die getrennten und nur vorübergehend einander

begegnenden Geſchwiſter über die Strenge des zweckloſen Hofdienſtes, über den Verluſt ihrer Freiheit und betheuerten einander die Unmöglichkeit, die Trennung von der geliebten Mutter lange zu ertragen.

Solche Augenblicke der gegenſeitigen Mittheilungen waren jedoch eben ſo ſelten als flüchtig und dehnten ſich nur zuweilen, wenn gegen das Ende eines Hoffeſtes der Tanz oder der allgemeine Aufbruch die vorgeſchriebene Ordnung unterbrach, höchſtens zu Minuten aus. Eine ſolche Minute verſprach dem Zwillingspaare der Ball zu gewähren, welchen der öſtreichiſche Botſchafter, Fürſt von Schwarzenberg, zu Ehren des Eidams ſeines kaiſerlichen Herrn unter Aufſehn erregenden Zurüſtungen vorbereitet hatte. Ein Gebäude, zwar leicht nur von Holz aufgeführt, aber durch einen unermeßlichen Aufwand an Schmuck von reichen Vergoldungen und koſtbaren Tapeten zum Feenpalaſte gezaubert, der von zahlloſen, ſonnenartig flammenden Kronleuchtern erhellt wurde, war beſtimmt, der Schauplatz dieſes Feſtes zu ſein.

Der Fürſt empfing ſeine erlauchten Gäſte und

deren Gefolge an der Spitze ſeines Geſandtſchaftsper⸗ ſonals, aus deſſen Mitte, über die andern Glieder der Ambaſſade hinwegſtrahlend, zwei Magnaten des ungariſchen Reichs die Augen Aller auf ſich zogen. Es war der General Graf Daniellowich und deſſen einziger Sohn, Rittmeiſter im Reiterregiment der warasdiner Kroaten und Kammerherr am öſtreichi⸗ ſchen Kaiſerhofe; Beide erwählt von den Ständen des Königreichs Kroatien, dieſe bei der Feierlichkeit des vorläufigen Beilagers in Wien zu vertreten, wa⸗ ren als außerordentliche Mitglieder der Geſandtſchaft, derſelben auf allerhöchſten Befehl beigeſellt worden.

Nach dem erfolgten Eintritt des kaiſerlichen Paa⸗ res geſtattete das Ceremoniell der Geſellſchaft, den Zwang der Stellung aufzulöſen, welche die Etikette Jedem angewieſen hatte. Der Ball begann und während die Augen der Pariſerinnen an dem jungen, wunderſchönen Kroaten gefeſſelt hingen, welcher auch ohne den prahlenden Schmuck ſeines ſcharlachfarbenen Dolmans, deſſen Schnüre Brillantengehänge, deſſen Knöpfe Zahlperlen waren, aus den verſchlungenen Tanzgruppen herausgefunden worden ſein würde,

hatte der Vater des jungen Herzenoberers zufällig ſich dem Baron Meneuille zugeſellt, welcher den Fre:nden geſprächsweiſe mit den höhern Beamten des franzöſiſchen Hofes bekannt machte.

„Nicht möglich!“ flüſterte der General, als ein Geiſtlicher, welcher deſſen beſondere Aufmerkſamkeit erregt hatte, ihm von Meneuille als Biſchof von Arles bezeichnet worden war. „Nicht möglich! Ich habe dieſen Prieſter unter den Ausgewanderten am Hofe des Prätendenten in Venedig geſehen. Er führte damals das Amt der Schlüſſel zu dem Gewiſſen des Grafen von Artois.“

„Ganz Recht,“ erwiederte Meneuille. „Dieſer Biſchof war einſt Kaplan des Beichtvaters der Königin Marie Antoinette; er wanderte aus, ſuchte ſein Heil an den Höfen der emigrirten Prinzen und verließ ſie, als die Hoffnung der Thronbeſteigung dieſe verließ. Der Papſt hat ihm die Erlaubniß zur Rückkehr erwirkt, und heute gilt er für einen der eifrigſten Freunde der gegenwärtigen Dynaſtie, beſonders des Kardinals Feſch. Sie werden, da Sie nicht fremd an den Höfen des Grafen von Pro-

vence und des Grafen von Artois geweſen zu ſein ſcheinen, hier manchem bekannten Geſichte wieder begegnen. Jene ältliche Dame iſt die Wittwe des Duc de Laudeillotte. Jener Herr, welcher das Reunionskreuz auf der Hofkleidung trägt, iſt Ludwig des Sechszehnten ehemaliger Maître de Garderobe du chasse, Graf Touraune; er hat ſpäter am koblenzer Prinzenhofe als Großceremonienmeiſter figurirt. In dieſem Herrn erkennen Sie vielleicht den Marquis de Cote d'or wieder."

„Ich muß bekennen," ſprach der Magnat, „daß ich unſchlüſſig bin, ob ich den Gleichmuth dieſer Herren, die ihre Gebieter wie ihre Grundſätze gleich einem Kleide zu wechſeln vermögen, oder die Großmuth Seiner kaiſerlichen Majeſtät mehr bewundern ſoll, welche Heimatsloſen dieſer Art die Heimat wiedergab. — Sind denn dieſe Ausgewanderten wieder in den Beſitz ihrer Erbgüter geſetzt worden?"

„Nur die Wenigſten, und auch dieſe nur zum Theil," antwortete Meneuille. „Sie leben vom Ertrage ihrer Hofſtellen. Auch weiß der Kaiſer, wie

hoch er ihre Treue zu ſchätzen hat; aber — er bedarf ihrer.“

„Wie?“ fragte der General erſtaunt, „der Kaiſer Napoleon bedarf dieſer Creaturen?“

„Der Kaiſer iſt genöthigt, des Volks wegen ſeinen Hofhalt nach ſtrengen Regeln einzurichten,“ erwiederte Meneuille kaum hörbar. „Seine bisherigen Hofleute waren nicht gelehrig für das Studium der Etikette; er hat daher ſeine Zuflucht zu den ſchon Geübten — Verbannten nehmen müſſen.“

Eine lange Pauſe unterbrach das Geſpräch. „Ich hatte unter den Mitgliedern des Condé'ſchen Corps einige Bekannte,“ hob der General wieder an; „ich finde hier jedoch keinen derſelben.“

„Die Begnadigung dieſer Herren hatte Schwierigkeiten,“ gab Meneuille zur Antwort. „Sie wurden als perſönliche Feinde betrachtet; dennoch haben mehre derſelben die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten, namentlich Herr von Grillhouette, Adjutant des Prinzen Condé. Er iſt gegenwärtig Bataillonschef bei der Armee in Spanien.“

„Es gab wackere Männer in dieſem kleinen Corps,“

ſagte der General. „Ich habe mit demſelben vereint gefochten in dem erſten Feldzuge, welcher uns im Kriege gegen die damalige Republik bis in die Champagne führte. Auch kann ich mich rühmen, bei dieſer Gelegenheit die Schrecken der Guillotine kennen gelernt zu haben; in der Nacht vor der Kanonade von Valmy gerieth ich mit einer Hand voll Leute in einen Moraſt, ward gefangen und nach Chalons ſur Marne geſchleppt, wo ein Wunder von dem Tode mich rettete, den das raſende Volk mir drohte. Ein Fremder öffnete meinen Kerker, drückte die Hand eines mir unbekannten Frauenzimmers in die meinige, befreite meine Huſaren und ermahnte uns zur eiligen Flucht. Dicht vor dem Gefängniſſe hielt, umwimmelt von dem Pöbel, welcher auf die Kanonade horchte, ein beſpannter aber führerloſer Wagen; wir ſchwangen uns hinauf, ich nahm die Zügel und die Fahrt ging von dannen. Der Kanonendonner war unſer Wegweiſer, und mit Anbruch des Tages lenkte ich von der Heerſtraße ab, um auf minder lebhaften Wegen mein Ziel zu ſuchen. Aber ehe ich es erreichte, entſprang mir meine un-

bekannte Geſellſchafterin. Wahrſcheinlich war die mir zugefallene Entführung derſelben einem Andern zugedacht geweſen, und oft hat die Vorſtellung mein Gewiſſen gedrückt, unwillkürlich die Rettung eines Andern verhindert zu haben; auch hab' ich oft gewünſcht, Gelegenheit zu erhalten, dem Eigenthümer jenes Wagens den nothgedrungen an ihm begangenen Raub erſetzen zu können."

„Ich kann in beider Hinſicht Ihr Gewiſſen beruhigen," ſprach Meneuille. „Der Wagen, deſſen Sie ſich zu Ihrer Rettung bedienten, war das Eigenthum des berüchtigten Volksrepräſentanten Marchand; Ihr Befreier war ich, doch beabſichtigte ich allerdings nicht Sie, ſondern einen unglücklichen Freund, den Grafen Saint Hilaire, zu retten, deſſen Gemahlin es war, welche ich Ihnen zuführte."

„Saint Hilaire?" fragte der General faſt laut, von ſeiner Ueberraſchung über die Schranken der Etikette hinausgeführt. „Saint Hilaire?" fuhr er, ſich mäßigend, leiſer fort zu fragen. „Derſelbe etwa, welcher ſich vor einigen zwanzig Jahren mit einer alle Herzen bezaubernden Gemahlin in Bern zum

Gebrauch der dortigen Bäder aufhielt? — Und dieſe Unglücklichen ſind das Opfer meiner Rettung geworden?" —

„Nein, Beide wurden gerettet," verſetzte Meneuille. „Von einem Badebeſuch des Grafen Saint Hilaire in Bern iſt mir nichts bekannt, doch wird ein Blick auf die Tochter der Gräfin Sie bald außer Zweifel ſetzen, ob die Mutter derſelben die Dame iſt, deren Sie ſich erinnern. Beide, Mutter und Tochter, ſehen einander ſehr ähnlich. — Faſſen Sie die junge Dame, welche eben mit Ihrem Herrn Sohne tanzt, in's Auge, und überzeugen Sie ſich, ob —"

„Das iſt ſie," unterbrach ihn der Graf, „die Gräfin —"

„Feuer! Feuer!" kreiſchten und brüllten in dieſem Augenblick tauſend Stimmen. Die lodernden Tapeten warfen aus der Galerie eine fürchterliche Helle in den Tanzſaal; die niederſtürzenden Kronleuchter klirrten und klangen ſchmetternd in das entſetzliche Geheul der Todesangſt, welche die Fliehenden auf den Treppen zuſammendrängte und die Ausgangswege verſtopfte. Napoleons Geſchrei: „Rettet

die Kaiſerin!" verhallte in dem Gewirr des ſchrecklichen Lärms, wie die Stimme des Generals Daniellowich, welcher ein donnerndes: „Gottfried! Gottfried!" nach dem Andern erſchallen ließ.

„Hier, mein Vater!" ſchrie der junge Graf, welcher eine Dame umſchlungen haltend, im Begriff war, ſich den Weg zu ſeinem Vater zu bahnen; da ſah er, wie dieſer die Fürſtin Schwarzenberg ergriff und die gedrängte Menſchenmaſſe vor ſich her, die Treppe hinſchob und das Freie gewann.

„Jeſus! mein Bruder!" rief Hilairie, faſt bewußtlos in dem Arme ihres Tänzers hängend, und die Blicke mit entſetzlicher Angſt umherwerfend. „Da iſt er," ſchrie ſie. — „Wo?" fragte der Ungar, eine Secunde lang ſeine Flucht aus dem Flammenmeer verzögernd. — „Dort!" rief Hilairie, auf einen Pagen deutend, der von den Großen des Reichs in eine Ecke gedrängt ſtand, deren Bekleidung die Glut ſchon ergriffen hatte.

Der Fremde kehrte, das todesnahe Mädchen feſt an ſich drückend, noch Einmal zurück in die Tiefe des glühenden Saals, ſtieß einige jammernde Groß-

adlerträger an die Seite, faßte den Jüngling und drang ſtürmend mit ſeinen Schützlingen vorwärts.

„Gottfried! Gottfried!“ hörte er die Stimme ſeines geängſteten Vaters von unten herauf donnern. Da ſchob er mit verdoppelter Anſtrengung die undurchdringliche Maſſe vor ſich her; endlich ward die verſtopfte Thür frei; reinere Luft hob ſeine Bruſt, und athemlos ſtürzte er mit ſeinen Bürden zu den Füßen ſeines Vaters nieder.

„Er ſtirbt!“ ſchrie Hilairie, — „Unſer Retter ſtirbt!“ jammerte der Page, und Beide knieten neben dem jungen Helden nieder, der jetzt, aus ſeiner augenblicklichen Betäubung erwachend, ſich aufraffte und ſeinem Vater in die Arme ſank.

„Alſo Dieſe haſt Du gerettet?“ fragte der General, auf Hilairie deutend. „Das iſt mehr als Zufall!“ ſetzte er hinzu, „Du biſt der Bote Gottes geweſen! Wiſſe: dieſe Dame iſt die Tochter derſelben Gräfin Saint Hilaire, deren Namen ich Dir ſo oft genannt habe!“

„Sie kennen unſre Mutter?“ rief der Page.

„O, verlaſſen Sie Frankreich nicht ohne ihren Dank für die Rettung ihrer Kinder mitgenommen zu haben.“

„Alſo Geſchwiſter?“ fragte der Magnat, „und Ihre Mutter lebt hier? — mit deren Gemahl?“ —

„Sie lebt im Drômedepartement,“ antwortete der Jüngling, und ſetzte etwas zögernd hinzu: „wir ſind vaterlos.“ —

Jetzt trat ein Geiſtlicher an die Gruppe; der General erkannte den Biſchof von Arles, welcher kam, um dem Retter jenes Geſchwiſterpaars ſeinen Glückwunſch über das Gelingen ſeines edeln Unternehmens darzubringen. „Neidenswerth würden Sie geweſen ſein, junger Held,“ ſo endete er ſeine Anrede, „wär' es Ihnen gelungen, ſtatt dieſer Kinder die unglückliche Verwandte des Feſtgebers zu retten, welche man eben tödtlich beſchädigt aus dem Schutte gezogen hat.“

„Wie? die Gräfin Schwarzenberg?“ rief der General. „Man behauptet ja, es ſei Niemand verunglückt.“

„Dieſe Behauptung war leider zu voreilig,“ ſeufzte der Biſchof. „Viele Perſonen vom höchſten

Adel werden vermißt; ich ſelbſt war zugegen, als man die Leiche der Gräfin Saint Hilaire aus den Flammen riß."

„Die Gräfin Saint Hilaire?" riefen Vater und Sohn befremdet, und der Letztere ſetzte hinzu: „Nannten Sie, mein Vater, nicht dieſe Dame Gräfin Saint Hilaire?"

„Dieſe Dame?" verſetzte der Biſchof. „Das wird eine Irrung ſein; es gab hier nur eine Gräfin Saint Hilaire de bras de ferre, und dieſe hab' ich als Leiche geſehen."

„Unſer Vater hieß Saint Hilaire de Pontgris," ſagte der Page; da fiel der Blick des Kirchenfürſten meſſend auf den Jüngling: „De Pontgris?" wiederholte er verwundert — „Aha! derſelbe, welcher im Anfange der Revolution auswanderte, gefangen ward, und — Sie ſind alſo Geſchwiſter?" unterbrach er ſich. — „Wie alt? wenn ich fragen darf."

„Zwillingsgeſchwiſter, faſt ſiebzehn Jahr alt," antwortete Godefroy.

„Siebzehn Jahr alt? — Hm! ſehr ſeltſam,"

murmelte der Biſchof. — „Und um ſo unbegreifli=
cher, als die Ehe Ihres Vaters mit ſeiner Gemah=
lin bereits vor einundzwanzig Jahren getrennt wor=
den iſt," ſetzte er lauter und mit höhnendem Tone
hinzu.

„Graf Saint Hilaire!" rief in dieſem Au=
genblick eine gebietende Stimme. Erſchrocken ſah der
Page ſich um, erblickte den Kammerherren vom Dienſt,
welcher ihm mit Heftigkeit winkte. Godefroy drückte
ſchnell aber innig die Hand des jungen Kroaten an
ſeine Bruſt und flog davon. — In dieſem Augenblick
trat eine ältliche Dame an Hilairie hinan und lispelte
mit ſehr ernſtem Tone: „Gräfin, der Oberhofmeiſte=
rin Exzellenz befiehlt Ihnen, ſich ſogleich zu derſelben
zu verfügen." — Hilairie verfärbte ſich, warf noch
einen dankenden Blick auf Ihren Retter und ging.

„Hier waltet ein Betrug ob," ſprach der Bi=
ſchof, dem Geſchwiſterpaare nachſehend, welches mit
unverkennbar harten Verweiſen von der Oberhof=
meiſterin und dem Kammerherrn empfangen wurde.
„Entweder," fuhr der Biſchof fort, — „ſind dieſe
beiden jungen Leute Betrogene, oder Betrüger, und

auf jeden Fall wäre es wünſchenswerth geweſen, daß ein Gegenſtand von bedeutenderem Werthe Ihnen, mein junger Held, in die Hand gefallen ſein möchte. — So iſt denn mit jener bedaurungswürdigen Gräfin das ganze edle Haus der Saint Hilaire de bras de ferre erloſchen. Der letzte männliche Sproß deſſelben ſtarb auf Anſtiften ſeines laſterhaften Vetters, deſſelben, den jenes Geſchwiſterpaar für ſeinen Vater ausgiebt; die Mutter und die älteſte Tochter endeten ihr Leben bei den ſogenannten republikaniſchen Hochzeiten, nach der damals erfundenen Mordmanier des Ungeheuers Carrier, an einander gebunden, in der Loire, und jetzt muß auch die letzte Blüthe dieſes alt-ehrwürdigen Namens fallen."

Trübſinnend hatte der General vor ſich niedergeſtarrt, dann erhob er das Auge wieder, blickte den Biſchof feſt an, und fragte: „Sie bezweifeln alſo mit Beſtimmtheit die angebliche Abkunft dieſer jungen Dame?"

„Hier iſt nicht von Zweifel die Rede, ſondern von Ueberzeugung," erwiederte der geiſtliche Herr. „Urtheilen Sie ſelbſt. Der Graf Saint Hilaire,

deſſen Kinder ſich jene Beiden nennen, wanderte im Jahre 1789 aus; ſeine zurückgebliebene Gemahlin hing ſich, von der Verwilderung der Sitten jener Zeiten ergriffen, an einen Jakobiner, und ſcheint jetzt von der Wiederherſtellung der alten Ordnung zur Erkenntniß gebracht zu ſein, daß es nöthig iſt, Verirrungen, wie ſolche vor funfzehn — zwanzig Jahren an der Tagesordnung waren, möglichſt tief zu verſchleiern; deshalb hat die ſchlaue Mutter es ihrem Vortheil gemäß erachtet, die Zeugen ihrer Entſittlichung mit dem Namen ihres längſtverſchollenen und wahrſcheinlich ihres längſt begrabenen Gemahls zu ſchmücken. Ich werde jedoch dem ganzen Verhältniß genau nachforſchen, um den kaiſerlichen Hof von der Schmach zu befreien, welchen Kinder gemeiner Abkunft unter geſtohlenen Namen auf ihn zu häufen wagen."

„Komm, Gottfried," ſeufzte der General, verbeugte ſich leicht gegen den Biſchof, zog ſeinen Sohn mit ſich fort, und am folgenden Tage überraſchten die Abſchiedskarten von Vater und Sohn den pariſer Hof.

Zwei Tage ſpäter ward Meneuille zu dem Palaſtpräfecten beſchieden. „Sie haben," — redete ihn dieſer an — „Seiner kaiſerlichen Majeſtät zwei junge Leute als die Abkömmlinge eines alten Grafengeſchlechts zum Dienſt bei Ihrer Majeſtät der Kaiſerin empfohlen; man entdeckt jetzt aber, daß dieſe Perſonen die Kinder eines Abenteurers Namens Ainaraude ſind, an welchen die von ihrem Gemahl verlaſſene Gräfin Saint Hilaire gehangen hat. Seine kaiſerliche Majeſtät hat die allerſtrengſte Unterſuchung dieſes vermeſſenen Attentats, die Kinder eines Landſtreichers an den allerhöchſten Hof zu bringen, angeordnet, und ich habe den Befehl, Ihnen ſowol als den beiden jungen Perſonen anzudeuten, bis nach Beendigung der Unterſuchung, ſich der Ausübung Ihrer bisherigen Dienſtobliegenheiten zu enthalten."

Die flüchtige Entlaſſungsverbeugung, mit welcher der Präfect ſich anwandte, ließ Meneuille keinen Zweifel über ſeinen Fall aus der kaiſerlichen Gnade übrig. Er begab ſich, tief gebeugt, zu Leonidens Kindern, welche ihm troſtlos entgegenkamen. Hi-

lairie war von der Oberhofmeiſterin mit der öffentlichen Beſchimpfung empfangen worden, welche in dem Vorwurf lag, daß ſie durch ihre Annäherung an einen ausländiſchen Geſandſchaftscavalier die Sitte verletzt habe, und Godefroy hatte die härteſten Verweiſe über die Vernachläſſigung der jedem Hofbeamten auferlegten Pflicht erhalten, Unterredungen mit Perſonen im Dienſte fremder Mächte zu vermeiden. Vergebens hatten die Geſchwiſter, um ſich zu entſchuldigen, ihr Verhältniß zu dem Oeſtreicher, welcher ſie aus den Flammen getragen, entwickelt; Beider Einfalt war ein Gegenſtand des allgemeinen Hohnlächelns geworden.

Ein aus dem Schmutze der Vorſtädte von Paris zur herzoglichen Würde emporgeſchwungener ehemaliger Sansculott, der die Abzeichen ſeiner vormaligen Handthierung mit den Bändern der eiſernen Krone und eines auswärtigen Großkreuzes vertauſcht hatte, führte den Vorſitz bei der Commiſſion, welche beauftragt war, zu unterſuchen, ob eine makelloſe Geburt die beiden unter den gräflichen Namen Saint Hilaire zum Hofdienſt gezogenen Geſchwiſter

zu Bekleidung ſolcher Aemter eigne. — Die angeſtellten Forſchungen führten ſchnell zum Ziel. Meneuille, durch die Ausſagen mehrer Zeugen überführt, daß die Geburt des angeblich gräflich Saint Hilairiſchen Geſchwiſterpaares vier Jahre nach der Trennung der Mutter deſſelben von dem Gemahl erfolgt ſei, ſah ſich genöthigt, die Wiedervereinigung des getrennt geweſenen Gattenpaares in dem Gefängniſſe zu Chalons zur Sprache zu bringen, erlangte jedoch dadurch Nichts, als die Einräumung der Möglichkeit, daß dieſe beiden Perſonen zwar Kinder des ehemaligen Grafen Saint Hilaire ſein **könnten**, mußte jedoch ſelbſt zugeben, daß in dieſem Falle Beide nur als die Sprößlinge einer ungeſetzlichen Verbindung betrachtet und ihnen der Anſpruch auf die Würde, die Güter und den Namen ihres Vaters abgeſprochen werden müſſe.

Meneuille erhielt durch die Anweiſung, ſich nebſt ſeinen Schützlingen binnen vier und zwanzig Stunden von Paris zu entfernen, einen eindrücklichen Beweis der auf ihn geworfenen kaiſerlichen Ungnade, und ſäumte nicht, obgleich erkrankt an Leib und

Geiſt, ſeine Pflegbefohlnen, nach deren verunglückten Verſuch, eine Wallfahrt auf der glatten Hofbahn zu wagen, ihrer Mutter wieder zuzuführen.

Die Verwieſenen hatten auf ihrer Rückreiſe nach Chateaugris einige Tagereiſen zurückgelegt und waren im Begriff, die dritte anzutreten, als Godefroy vermißt wurde. Ein an Meneuille gerichteter Brief, welchen der gedemüthigte Jüngling zurückgelaſſen hatte, verrieth, folgenden Inhalts, die Veranlaſſung zu deſſen niederſchlagendem Schritte:

„Ich bin entehrt! Man nennt mich einen Baſtard! — Nun begreif' ich das unväterliche Herz meines Vaters! — Ich habe aber die Schmach verdient, die mich getroffen hat! In einem Alter, welches die Hand des Jünglinges zum Schwerte reift, hab' ich mich zum kindiſchen Dienſt eines Pagen erniedrigt, ſtatt auf Schlachtfeldern den Beweis zu führen, daß ich ein ächter Sprößling des Heldengeſchlechtes der Grafen Saint Hilaire de Pontgris bin. — Tröſten Sie meine arme gekränkte Mutter! — Sage ihr, meine Schweſter, ſie möge den Glauben an unſern ſchützenden Engel im Himmel

nicht verlieren. Gott ſegne, Gott erhalte Euch und ſtärke meinen Arm.

Pont ſur Yonne, den 12. Juli 1810.

Godefroy.“

Entmannt von Schmerz und Schrecken taumelte Meneuille in das allgemeine Gaſtzimmer, welches überfüllt war von Durchreiſenden, meiſtens Offizieren, die von der Armee aus Spanien zurückkehrten. — „Iſt dieſer Meneuille der Vater jener beiden unglücklichen Brüder, die bei San Iſaak von den Guerillas in den Brunnen geſtürzt wurden?“ — So fragte eine gedämpfte Stimme, nicht leiſe genug, um unverſtanden von Meneuille zu bleiben im Hintergrunde des Saals. — Ein unbeſchreibliches Entſetzen rüttelte den betäubten Mann aus ſeinem dumpfen Zuſtande wach. „Ja ich bin der Vater jener Gebrüder Meneuille, welche als Oberwundärzte in Suchet's Heere dienten,“ ſtammelte Meneuille, und ſank, von der Beſtätigung der fürchterlichen Todesbotſchaft ſelbſt tödtlich getroffen, zu Boden.

Ein junger Deutſcher, ein Herr von Uechtleben, von dem neueſten Hoffeſte nach Paris gelockt

und durch deren ſchreckliche Unterbrechung aus Paris vertrieben, fing den Sinkenden auf und ſtand bald neben der verlaſſenen Hilairie an dem Leichnam ihres Begleiters.

Uechtleben ward der gute Engel des rathloſen Mädchens. — Eine eben durch Pont ſur Yonne nach Nimes reiſende Dame, ließ ſich willig finden, Hilairie einen Platz in ihrem Wagen anzuweiſen, und Uechtleben hielt die einer Unbekannten Anvertraute ſeines Schutzes zu bedürftig, als daß er nicht hätte die Pflicht erkennen ſollen, ſie zu begleiten und ſie ſelbſt in die mütterlichen Arme zurückzuführen.

Schwere Ahnung drückte die Seele des alten redlichen Legrange nieder, als ihm verſtohlen die Nachricht gebracht ward, Fräulein Hilairie ſei angekommen und wünſche ihn ins Geheim zu ſprechen. Er ging, Hilairie ſank an ſein treues Herz und übertrug ihm das ſchwere Amt, ihrer Mutter in tropfenweiſen Gaben den unabwendbaren Kelch darzureichen, deſſen Inhalt das verzweifelnde Mädchen in ſeine Seele goß.

Mit ſtieren und immer ſtierern Blicken empfing

Leonide Tropfen für Tropfen, und brach, nachdem Legrange geendet hatte, thränenlos in die Worte aus: „Es iſt der alte Fluch, der auf mir ruht und den ich vererbe auf die Häupter jener Unſeligen, die ihn tragen müſſen bis in das Grab, weil ihre Mutter gleichzeitig das Weib zweier Männer war. — Wo iſt Hilairie?"

Legrange öffnete das Nebenzimmer, und unterſtützt von Uechtleben ſchwankte Hilairie an die Bruſt ihrer Mutter.

Viertes Capitel.

Es wenden die Herrſcher
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten
Stillredenden Züge
Des Ahnherrn zu ſehn.
Goethe.

Graf Saint Hilaire hatte indeß lange Zeit mit wortloſer Verſtecktheit ſich von ſeinem Schickſale fortreißen laſſen, ohne eine Hand zur Wendung deſſelben zu erheben. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er, von ſeiner menſchenfeindlichen Stimmung befangen, den franzöſiſchen Behörden jede geforderte Auskunft über ſein Verhältniß verſagte, befeindete ihm dieſe, und bewog die in der Revolutionsepoche verhärteten Menſchen, die Verſtocktheit des Kriegsgefangenen

auf das Härteſte zu beſtrafen, indem ſie den an Seele und Körper gleich gefährlich Kranken den gemeinen britiſchen Soldaten und Matroſen beigeſellten, deren Kräfte zum Bau des boulogner Hafens verwendet wurden.

Zu ſtumpf bereits, um ſein Elend zu fühlen, oder vielleicht die Laſt deſſelben minder ſchwer als den Druck der ihn früher aufgebürdeten Schmach empfindend, theilte der Graf das Tagewerk jener gezwungenen Werkleute, aber nie hatte eine befreundete Hand wohlthätiger für den Leidenden gewirkt, als die feindſelige, welche dieſe Laſt auf ſeine Schultern warf. Der unausgeſetzte Genuß der Seeluft, die täglich erneute Uebung ſeiner Kräfte wurden ihm zu Heilmitteln für Seele und Leib, und als zwei Jahre ſpäter jener gewaltige Menſch, der mit den Händen ſein Vaterland emporſchwang, während er es gleichzeitig mit den Füßen niedertrat, im Schmucke der neuerrungenen Kaiſerwürde das Lager von Boulogne beſuchte und Saint Hilaire, in einem flehenden Briefe den Tag von Toulon dem Gedächtniſſe des Kaiſers zurückrufend, ſeine Befreiung erbat, da

wandte zum Erſtenmal ſeit ſeines Sohnes Geburt das Glück ihm ein lächelndes Antlitz zu. Er erhielt ſeine Freiheit und die Erlaubniß, als franzöſiſcher Bürger ſich anſiedeln zu dürfen in dem neuen Kaiſerreiche.

Jetzt ſchwankte der Freigelaſſene zwiſchen zweien Wegen; der eine führte in Leonidens Arme zurück, der andere in ſeine Freiſtatt nach Sachſen. — Mit ſeiner fortſchreitenden Seelengeneſung war ſein Blick in ſeine Vergangenheit freier geworden, und mit täglich überzeugenderm Eindruck hatte ſich das Gefühl ſeiner Verſchuldung an Leoniden und ſeiner Pflicht, ihr Genugthuung zu gewähren, ihm aufgedrungen: aber, wie vor zwei Jahren mit krankhafter Uebertreibung, ſo empfand er jetzt bei ruhiger Ueberlegung die Unmöglichkeit, Leoniden und ſich ſelbſt ein beglückendes Gattenleben bereiten zu können. Die Ehre ſeines Namens, welche er während ſeiner Dienſtleiſtung als Condé'ſcher Offizier von jedem Makel gereinigt hatte, den die Verleumdung auf denſelben zu werfen geſucht — die Ehre dieſes Namens hatte Leonide durch ihren Gattenwechſel, ja ſelbſt durch ihre ſcheinbar geſetzloſe zweite

Verbindung mit ihm, befleckt. Die Glut der Leidenſchaft, welche in den Tagen des Rauſches das Menſchenherz mit unnatürlicher Kraft zur Tragung der ſchwerſten Bürden begabt, dieſe Glut war verflogen, und je ruhiger der Graf ſich prüfte, je unkräftiger empfand er ſich, die Kinder ſein zu nennen, deren Vaterrecht ihm das Geſpenſt eines längſt begrabenen Unholds ſtreitig machte.

Es gab noch eine zweite Rückſicht, welche Saint Hilaire's ſchwankenden Entſchluß, ſeinem Geburtslande den Rücken zu wenden, befeſtigte. Zwei Jahre lang war er der Genoſſe einer aus den niedrigſten Claſſen gemiſchten Geſellſchaft geweſen, deren Beiſpiel zwar nicht auf ſeine Sittlichkeit, aber doch auf ſeine Geſchliffenheit nachtheilig gewirkt hatte, und den Verfall ſeiner Verfeinerung zu tief anſchlagend, fürchtete der Graf, Leonidens Anforderungen nicht mehr entſprechen zu können und in ihrer Achtung zu ſinken. Endlich entſchied ein Blick auf ſeine äußern Verhältniſſe völlig über das letzte Schwanken ſeines Herzens; Leonide war jetzt reich, er — in hohem Grade dürftig. — Sein Stolz verſagte es ihm, als

Bettler unter das Dach ſeines Vaterhauſes zu treten, und dieſer Stolz, verbunden mit der geheimen Hoffnung, auf dem Wege durch Deutſchland ſeinen Erſtgebornen, ſeinem — vielleicht einzigen Kinde zu begegnen, trieb ihn über die Alpen hinweg.

Dieſe Ahnung täuſchte jedoch den unglücklichen Vater; er fand ſeinen Verlornen nicht, doch an der verlaſſenen Wiege deſſelben den Genoſſen der Kindheit ſeines Godefroy, den jungen Uechtleben, welcher unter der Vormundſchaft eines Verwandten ſein großväterliches Erbe verwaltete. — Es koſtete dem Grafen einige Mühe, ſich unter dem Namen Graubrück als den rechtmäßigen Beſitzer des vor mehr als zwanzig Jahren erkauften Freigutes zu beglaubigen, doch gelang es ihm endlich, die geforderten Beweiſe zu liefern, und das Gut ward ihm übergeben.

Nichts unterbrach die Einſamkeit des Grafen, als der Beſuch des jungen Gutsherrn, welcher gewöhnlich die Abende bei dem Vater ſeines ihm noch wohl erinnerlichen Jugendfreundes zubrachte, den er jedoch in Folge des Grundſatzes ſeines Erziehers,

nur mit dem Vornamen zu bezeichnen gewußt, und erſt in ſpäteren Jahren, bei der Uebernahme ſeines Erbes, ſich auf den Namen, den der Freund ſeines Großvaters geführt, beſonnen hatte. Der Graf entdeckte ſich auch unter keinem andern den jungen Mann, welchem es nicht einfiel, einen franzöſiſchen Großen in ſeinem Vaſallen zu vermuthen, der unter dem beſcheidenen Namen eines Herrn Graubrück die Höhe ſeiner Abkunft durch kein Merkmal verrieth.

Ein Jahr verſtrich nach dem andern; immer unzweifelhafter wurde dem Grafen der Tod ſeines Sohnes, je umſtändlicher der junge Uechtleben ihm die Zerſtörungsſcenen malte, in welchen das Dorf Irwang mit der Hälfte ſeiner Bewohner untergegangen war. Aber je gewiſſer der Verluſt ſeines Kindes ihm wurde, je lauter fing ſein Herz an, für die Verleugneten zu ſprechen, welchen er das Recht der Kindſchaft verſagt hatte, und vielleicht würde er dieſer Stimme nachgegeben und ſein Aſyl verlaſſen haben, wenn nicht der gerade zu der Zeit, als dieſe Stimme am lauteſten ſich erhob, ausgebrochene franzöſiſch-preußiſche Krieg Sachſen mit

feindlichen Heeren überſchwemmt und eine Reiſe unmöglich gemacht hätte.

Behutſam forſchte der Graf bei jedem der ihm aufgezwungenen vaterländiſchen Gäſte nach Leoniden; aber keiner von jenen hatte den Namen Saint Hilaire gekannt; der Graf erfuhr alſo nichts von Leoniden, doch reichte ein Geſpräch mit einem jungen Franzoſen Namens Rontaut hin, ſeine Sehnſucht nach Leoniden und deren Kindern ſchnell und auf lange niederzudrücken.

„Sie nennen ſich Rontaut?“ fragte der Graf, an ſeinen vendéer Retter erinnert; „vielleicht ein Sohn jenes Biedermannes aus Hermenault? — Deſſelben, der“ —

Ein heftiges Gelächter des jungen Kriegers ließ es nicht zur Beendigung der Frage kommen. „Ich bin ein Sohn der Revolution,“ antwortete er. „Fragen Sie keinen Franzoſen, deſſen Geburtszeit in der erſten Hälfte der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts fällt, nach dem Namen ſeines Vaters. Wie J o ſ e p h i n e von Hand zu Hand gegangen iſt, von Beauharnois zu Barras und von Barras zu

Bonaparte, ſo ſind Frankreichs Weiber alle von Arm zu Arm geflogen und erſchweren ihren Kindern noch mehr, als die Weiber andrer Länder ihren Söhnen und Töchtern, die Antwort auf ſolche Fragen."

Saint Hilaire wandte ſich empört und verletzt ab von dem unzarten Berichterſtatter, welcher ſeine anweſenden Landsleute auffoderte, die Richtigkeit ſeiner Anſicht zu beſtätigen, und jetzt fing Einer nach dem Andern an, in einzelnen Beiſpielen die Frauen ihrer Bekanntſchaft zu ſchildern, wie ſo manche, ehemals ergriffen von dem Wirbel einer alle Verhältniſſe und Bande lockernden Revolution, theils, um das Leben zu friſten, theils zur Fröhnung noch niederer Anforderungen, in der That dem Bilde entſpreche, welches ihr junger Landsmann von ſeiner Mutter entworfen hatte.

Der Graf bebte, Ainaraude; Meneuille und der Ungar traten, wie er jeden dieſer Männer Leoniden gegenüber geſehen hatte, vor ſein Geſicht, und der Gedanke an eine Rückkehr nach Frankreich hörte auf, ihn zu beſchäftigen. Der Eindruck dieſer Bilder war ſo lebhaft und ſo bleibend, daß er, als ſein

junger Freund Uechtleben ihn verließ, um den Feſtlichkeiten beizuwohnen, welche zur Zeit der zweiten Vermählung des Kaiſers Napoleon Paris mit ſchauluſtigen Fremden überfüllte, Jenem nicht einmal den Auftrag mitgab, Kunde von der Gräfin Saint Hilaire in Chateaugris einzuziehen.

Faſt zwei Jahre war Herr von Uechtleben entfernt geweſen, als er in ſein Vaterhaus zurückkehrte; tiefer, kummervoller Ernſt lag auf ſeiner Stirn, und allmählig entdeckte der Graf, daß ſein junger Freund unerfüllbare Wünſche kennen gelernt habe, deren tägliche Mahnung ſeine Ruhe vergiftete.

Saint Hilaire hatte nicht lange Gelegenheit, für die Aufheiterung des verſchloſſenen jungen Mannes zu wirken. Der Krieg, welcher ſpäter ganz Europa wider Frankreich vereinigte, hatte begonnen und Uechtleben öſtreichiſche Dienſte genommen. Das Jahr 1814 brachte dieſelben Schrecken über Frankreich, welche deſſen Söhne zehn Jahre hindurch in andere Länder getragen hatten.

Es war noch am Ende des März dieſes Jahres, als die bei Brienne gefangenen franzöſiſchen

Krieger auf den Transport nach dem Norden, die Gegend von Meißen erreichten. Sie wurden einquartiert, und mit freudiger Ueberraſchung erkannte der Graf in dem ihm zugewieſenen Gaſte ſeinen alten Freund, den jetzigen Oberſten Grillhouette.

Saint Hilaire bot ſeinen Einfluß auf, den Weitertransport ſeines Freundes zu verhindern; es gelang ihm. Der Obriſt, für erkrankt ausgegeben, blieb zurück, und jetzt tauſchten die beiden Freunde in vertraulichen Geſprächen ihre Erfahrungen gegen einander aus. Grillhouette hatte nach der Beſänftigung des Aufſtandes der Vendée die Sache der Bourbonen aufgegeben und die Sache des Vaterlandes zu der ſeinigen gemacht; „doch," fuhr er im Laufe der Unterhaltung fort, „doch dürfte unſer Vaterland wohl wieder ſeine Farbe wechſeln; Napoleons Fall und die Zurückberufung der Bourbonen ſcheint mir unzweifelhaft, und erfolgt letztere, ſo müſſen Sie zurückkehren und Ihre Rechte auf Ihre jetzt herrenloſe Erbherrſchaft geltend machen."

„Herrenlos? — Chateaugris?" — fragte der Graf befremdet.

„Ja wohl," antwortete Grillhouette. „Ich habe vor einem Jahre das Drômedepartement bereiſen müſſen, um die Punkte zu ermitteln, welche zur Befeſtigung geeignet ſind und die Vertheidigung dieſes Landſtriches erleichtern. Bei dieſer Gelegenheit hab' ich Ihre Heimat kennen gelernt."

„Aber Chateaugris war ja in den Händen einer Frau," ſagte der Graf mit zitternder Zunge.

„Ganz recht," erwiederte Grillhouette. „Dieſe Frau iſt vertrieben worden und lebt jetzt in tiefem Elend. Sie hat die Dreiſtigkeit gehabt, nachdem ſie die Herrſchaft Chateaugris zur Zeit der Directorial-Regierung für einen Spottpreis von der Regierung erkauft hatte, Ihren Familiennamen, Herr Graf, anzunehmen, und ihre Kinder, als Graf und Gräfin Saint Hilaire, an Napoleons Hof zu bringen. Ein Zufall entdeckt dieſen Betrug, und der Kaiſer, außer ſich vor Zorn, läßt die Kinder, als anerkannte Baſtarde, und den Fürſprecher derſelben, den Leibwundarzt Baron von Meneuille, ſchimpflich vom Hofe verweiſen. Dieſe Schmach mag der Jüngling, der als Page angeſtellt geweſen war, nicht ertragen;

er entrinnt. Baron Meneuille kann dieſen doppelten Schlag nicht überleben; er ſtirbt unterwegs am Nervenſchlage, und das ſeiner Pflege befohlene Mädchen kehrt in Begleitung eines jungen Deutſchen, Namens Uechtleben, zu ihrer Mutter zurück. Zwiſchen den beiden jungen Leuten hat ſich auf der Reiſe ein zärtliches Verhältniß angeknüpft, und die Mutter legt Beider Hände in einander. Da wird über dieſe plötzlich ein doppelter Prozeß verhängt. Sie wird verurtheilt, nicht allein den widerrechtlich geführten Namen abzulegen und deſſen Annahme durch eine ſchwere Geldſtrafe zu büßen, ſondern auch des Beſitzes von Chateaugris entſetzt. Ein Prieſter, unterſtützt, wie man ſagt, durch den Einfluß des Cardinals Feſch, ſoll während der Abweſenheit des Kaiſers in Rußland, dieſe ganze Intrigue geleitet haben, in der Abſicht, die Herrſchaft Chateaugris an ſich zu bringen, und zur Hälfte iſt ſein Unternehmen gelungen. Das geängſtigte Weib weiß nichts der jeſuitiſchen Schlußfolge entgegen zu ſetzen, daß Chateaugris, da ſie es unter einem fälſchlich geführten Namen gekauft, nicht mehr ihr Eigenthum, ſon-

dern herrenlos ſei, ſeit ſie aufgehört habe, jenen Namen zu führen; und von ihrem Sachwalter, wahrſcheinlich durch ihre Feinde beſtochen, mit lebenswieriger Einkerkerung bedroht, wenn ſie nicht durch einen Vergleich den Lauf der Gerechtigkeit einzuhalten ſtrebe, entſchließt ſie ſich, dem Beſitz von Chateaugris zu entſagen, deſſen Erwerb jenem Prieſter, dem ehemaligen Grand Aumonier unſeres Corps, bis jetzt aber noch nicht geglückt iſt. Doch hat er es dahin gebracht, daß ihm, in deſſen Sprengel die Herrſchaft liegt, das Schloß zu einſtweiligem Gebrauch angewieſen wurde. — Die Vertriebene, welche jetzt den Namen Ainaraude führt und ſich in ein kleines ganz unbedeutendes Beſitzthum zurückgezogen hat, iſt der Gegenſtand des allgemeinſten Mitleids; noch mehr aber wird ihre Tochter bedauert, welche durch dieſe Wendung ihres Schickſals um ihr ganzes Lebensglück gebracht worden iſt. Ihre Mutter hat nämlich das Bündniß jenes jungen Deutſchen mit ihrer Tochter aufgehoben, weil dieſe entehrt ſei durch das richterliche Urtheil, welches ſie nur als die Frucht einer geſetzloſen Verbindung erkannte; und der junge

Uechtleben hat mit gebrochenem Herzen ſeine Geliebte und Frankreich verlaſſen müſſen.“

Mit immer tiefer in die Bruſt geklemmtem Athem hatte der Graf der Erzählung des Obriſten zugehört, je mahnender das Bild ſeiner verlaſſenen, verarmten Leonide und nächſt dieſer der Moment vor ſeine Seele trat, in welchem er die Züge ſeiner Eltern und ſeines verlornen Godefroy in dem Antlitze jener Verwaiſ'ten wiederfand, denen er das Kindesrecht an ſein Herz verſagt hatte. Er ſprang auf und ſchrie, die geballten Hände vor ſeine Stirn drückend: „Gott ſei mir gnädig! jene Gemißhandelte iſt mein Weib! Jene vermeintlichen Baſtarde ſind meine Kinder! — Ich muß hin zu ihnen — muß ſie retten! — Bleiben Sie hier und verwalten Sie während meiner Abweſenheit mein Haus; ich eile nach Frankreich!“

Vergebens beſchwur Grillhouette den Grafen, ſeine Reiſe bis zur Beendigung des Krieges auszuſetzen, welcher nicht minder heftig im Süden, wie im Nordoſten Frankreichs wüthete; aber keine Vorſtellungen vermochten den Entſchluß des Grafen aufzuhalten; ſeine Liebe, ſprachlos und kühl für die Reichbegü-

terte, war ſprachbeſeelt und flammend wie in ſeiner Jugendzeit geworden, ſeit er den Gegenſtand derſelben verarmt, verlaſſen, gleich unglücklich als Mutter wie als Gattin wußte. Er übergab dem Obriſten ſein Haus, verſah ſich mit Päſſen und reiſte ab.

Der Fall von Paris hatte inzwiſchen den Kampf des Schwertes mit der Palme um die Weltherrſchaft beendet und der milderen Göttin den Sieg zugeworfen. Ein fliegendes Corps unter den Befehlen des Generallieutenants, Grafen Daniellowich, welches die Beſtimmung hatte, die öſtreichiſche Armee mit der britiſchen in Verbindung zu bringen, ward, auf dem Wege nach Toulouſe begriffen, zurückberufen, um die Erholungsquartiere in dem Drômedepartement zu beziehen.

Staunen bei dem Anblick des Paradieſes der Dauphiné, feſſelte die ganze Schaar der rohen Naturſöhne, welche dem Grafen folgten, als dieſe den Höhenzug erklommen hatten, deſſen Senkung, dem Städtchen Loriol gegenüber, die wilde Rhone in ein beengtes Bett einzwängt. — „Ja, Sie haben Recht," rief der Generallieutenant einem ſeiner Adjutanten

zu, „Sie haben Recht, Hauptmann Uechtleben; Frankreich iſt ein herrliches Land.“

„Nein, er hat nicht Recht!“ rief begeiſtert der Major Daniellowich ſeinem Vater zu. „Uechtleben hat uns ein irdiſches Paradies verſprochen, und er führt uns in ein himmliſches!“

„Deſſen Engel wir jedoch vergebens ſuchen,“ antwortete der Chef, und kommandirte: „Marſch!“

Die vom jenſeitigen Ufer dem Corps entgegenrudernden Fähren, welche zu deſſen Ueberſetzung beſtimmt waren, hatten einige Kutſchen eingeladen. Aus einer derſelben ſtieg, nach der bewirkten Landung des Fahrzeugs, ein Geiſtlicher, der, dem Generallieutenant ſich nähernd, ſogleich von dieſem als derſelbe Biſchof von Arles erkannt wurde, deſſen Bekanntſchaft er vor vier Jahren nach der Feuersbrunſt gemacht hatte, welche den Schwarzenbergiſchen Feenpalaſt verzehrte.

„Ich komme, Euer Excellenz Händen einen höchſtgefährlichen Verbrecher zur ſtrengſten Bewachung zu übergeben,“ ſprach der Biſchof. „Dieſer Böſewicht,

der durch Mord und Verrath ſeinen ehrwürdigen Namen Saint Hilaire de Pontgris befleckt hat —“

„Saint Hilaire?“ rief der General; — „wo iſt er? Und einen Verbrecher nennen Sie ihn?“

„Dort in der dritten Chaiſe wird er von meinen Leuten bewacht,“ erwiderte der Biſchof. „Euer Excellenz ſcheinen den Mann zu kennen und Theil an ihm zu nehmen; doch wird es zur Entkräftigung Ihrer Theilnahme wohl nur der Verſicherung bedürfen, daß dieſer Menſch nicht allein ſeinen eignen Vetter ermordet, ſondern auch einen royaliſtiſchen Prieſter, den gefangenen Aumonier des Condé'ſchen Corps, den Händen des fanatiſchen Pöbels überliefert hat, welcher den Märtyrer in Stücke zerriß. — Dieſer gefährliche Menſch hat ſich geſtern auf meinem Schloſſe eingefunden, iſt von meinen Leuten entdeckt und verhaftet worden. Mir fehlen die Mittel, ihn bewachen zu laſſen, ich eile jedoch, der neuen Regierung die Anzeige zu machen, daß ich den Verbrecher Ihnen zum ſtrengſten Gewahrſam überliefert habe.“

„Ich werde ihn bewachen laſſen,“ antwortete

der General, und gab einem Offizier Befehl, den Gefangenen in Empfang zu nehmen.

„Ich komme zu einer zweiten Veranlaſſung meiner unſchicklichen Unterbrechung Ihres Marſches," hob der Biſchof wieder an, „indem ich mir von Ihrer Huld eine Begleitung Ihrer Huſaren bis zur nächſten öſtreichiſchen Garniſon erbitte."

„Sie wollen nach Paris reiſen?" fragte der General befremdet. „Kaum dürften Sie, als ein bekanntlich treuer Anhänger des entthronten Kaiſers, ſich bei den Freunden der zurückberufenen Bourbons einen wünſchenswerthen Empfang verſprechen."

„Sie ſcheinen nicht zu ahnen," antwortete der Biſchof mit unbeſchreiblicher Wichtigkeit, „daß ohne meine Mitwirkung die Bourbonen ſich ſchwerlich der Wiedererlangung ihrer Krone erfreut haben würden."

„In der That," verſetzte der General lächelnd, „hab' ich bis jetzt geglaubt, daß die legitime Herrſcherfamilie für dieſe Gunſt des Schickſals den Waffen der Alliirten verpflichtet ſei."

Der Biſchof lächelte mit vieler Hoheit. „Wenn ich von Paris zurückkehre, dann handeln wir dieſes

Capitel ab," ſprach er. „Für jetzt bedaure ich, zu eilig zu ſein, um Sie ſelbſt in meinem Schloſſe Chateaugris empfangen zu können, habe jedoch Befehle in Betreff Ihrer Aufnahme hinterlaſſen, und werde mich freuen, Sie bei meiner Zurückkehr dort vorzufinden."

„Chateaugris gehört alſo zu Ihrem Sprengel?" fragte der Generallieutenant. Der Biſchof verneinte, ſetzte aber hinzu: „Es iſt ſo gut als mein; ich ſtehe auf dem Punkte, es zu erwerben, und übe bereits das Herrſcheramt ſo weit Ihr Auge reicht."

Die Fahrzeuge waren ſchon mehrfach befrachtet mit den Kroaten hinüber und leer wieder herüber gerudert, und nur noch einige Schwadronen um den General verſammelt, als deſſen Geſpräch mit dem Biſchofe durch einige in der Nähe fallende Schüſſe unterbrochen wurde. „Was iſt das?" ſchrie er. „Kriegstöne mitten im Frieden? — Wo iſt mein Sohn?"

Er ſah ſich mit Haſt nach allen Seiten um und erſchrak, als er die Nachricht empfing, der Major habe ſich in Begleitung des Hauptmanns von Uecht=

leben hinter dem waldigen Vorſprunge jenes Berges verloren.

„Aufgeſeſſen!“ commandierte der General, und flog, gefolgt von ſeinen Kroaten, dem Gehölze zu, in welchem die Schüſſe gefallen waren.

Der junge Graf, gelangweilt und geärgert durch den Ton und den Inhalt der Rede des Prälaten, hatte ſich wieder der ſchönen Natur zugewandt, welche ihn von allen Seiten umgab, und gelockt von dem Anblick einer vielverſprechenden Höhe, welche die reizendſte Umſicht verſprach, in Begleitung des Hauptmanns Uechtleben den Weg dahin angetreten. Kaum aber hatten die beiden Wanderer den waldigen Fuß jenes Berges erreicht, als ein halbes Peloton franzöſiſcher Infanteriſten aus dem Dickigt hervorbrechend, ihnen die Wahl zwiſchen Tod und Ergebung ließ. Beide ſetzten ſich mit ihren einzigen Waffen, ihren Seitengewehren, in Vertheidigungszuſtand, nachdem die Franzoſen ihre Verſicherung, der Friede ſei geſchloſſen, als eine Kriegsliſt verworfen hatten. Es kam zum Gefecht; eine Kugel traf den Arm des Grafen; zehn Bayonette richteten ſich auf ſeine Bruſt,

da ſchrie der Führer des feindlichen Trupps: „Haltet ein, oder ich durchbohre Euch!“ Er ſtieß ſeine Leute zurück und warf ſich an die Bruſt des Verwundeten, der in der Perſon des jungen Offiziers den Pagen erkannte, welchen er vor vier Jahren aus den Flammen jenes Pavillons getragen hatte. In dieſem Augenblick zerſtreute ein jäher Schrecken den kleinen Feindeshaufen, denn der General hielt mit ſeinen abgeſeſſenen Kroaten den Schauplatz des Gefechts umzingelt.

„Bandit!“ ſchrie der General, den Säbel über das Haupt des jungen Franzoſen ſchwingend, da hielt der Verwundete ſeinem zornglühenden Vater die Hand entgegen, und rief: „Tödte ihn nicht! Er hat mich gerettet!“

Der General ließ den Säbel ſinken und entſann ſich jetzt auch des Pagen wieder, welchen der Major einſt gerettet hatte. „Aber, junger Mann,“ fragte er, „wie war es Ihnen möglich, mitten im Schooße des Friedens Feindſeligkeiten zu üben?“

„Ich weiß von keinem Frieden,“ erwiderte der junge Franzoſe, welcher inzwiſchen beſchäftigt geweſen

war, die leichte Fleiſchwunde in dem Oberarm des Majors zu unterſuchen und zu verbinden. „Ich war,“ fuhr er fort, „während der Schlacht bei Toulouſe mit meinem Peloton auf der Terraſſe von Montalieu aufgeſtellt worden, aber Marſchall Soult veränderte ſein Vertheidigungsſyſtem, er nahm eine andere Stellung ein, und der Feind ſchob ſich zwiſchen meinen Poſten und die Armee, da warf ich mich, nachdem Alles verloren war, mit meinen Leuten in die Schluchten der Sevennen, in der Abſicht, mich nach Grenoble durchzuſchleichen oder durchzuſchlagen, und gelangte, ohne Kenntniß vom Stande der Dinge zu erhalten, bis hierher.“

Die Kroaten hatten inzwiſchen einen Flüchtling nach dem andern eingebracht, und der General kehrte von Freunden und verſöhnten Feinden begleitet, zu der Fähre zurück, um ſich einzuſchiffen. Glückwünſchend kam der Biſchof ihm entgegen.

„Man maſſacrire doch die Verbrecher!“ rief dieſer, nachdem er ſich von dem Vorgange oberflächlich unterrichtet hatte; der junge Franzoſe aber lenkte die Aufmerkſamkeit der Fremden von dem Prälaten

ab, indem er, nach dem jenſeitigen Rhoneufer deutend, dem Major zurief: „Sehen Sie, jener weiße Punkt dort iſt das Schloß meiner Mutter! O, gönnen Sie dieſer die Freude, den Retter ihrer Kinder zu begrüßen!“

„In welchem Schloſſe wohnt Ihre Mutter?“ fragte der Biſchof näher tretend, und der Jüngling antwortete: „In dem Schloſſe Chateaugris, deſſen Beſitzerin ſie iſt.“

„Ihre Mutter die Beſitzerin von Chateaugris? — Ei, ei! das wäre ja ſeltſam,“ murmelte der Prälat. „Aha!“ fuhr er ſich beſinnend fort, ſo „ſind Sie der Sohn jener Madame Ainaraude, welche —“

„Wer ich bin?“ fiel ihm der junge franzöſiſche Offizier in die Rede, deſſen Geſicht ſich mit der Glut des Unwillens färbte. „Ich bin derjenige Page, welchen dieſer edle Mann bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Kaiſers aus dem brennenden Pavillon trug. — Ein niederträchtiger Verleumder hat es gewagt, Zweifel über meine und meiner Schweſter rechtmäßige Geburt zu verbreiten und die Ehre meiner Mutter anzutaſten. — Dieſe Schmach von meinem Namen

zu tilgen, hab' ich vier Jahre lang in Spanien geſochten, mir den Offizierrang und das Recht erkämpft, meinen von Böſewichtern befleckten Namen, neugeadelt, wiederaufzunehmen. Ich hieß in meinem Regiment Godefroy; aber Trotz ſei dem geboten, der es wagte, mich von nun an anders zu nennen als: Graf Saint Hilaire de Pontgris!"

„Ja, das biſt Du!" erſcholl eine nahe Stimme. Alle blickten überraſcht nach dem Rufer ſich um, und ſahen, wie der Gefangene des Biſchofs dem Kreiſe der ihn umgebenden Kroaten enſchlüpfte, und mit dem Aufſchrei: „Mein Sohn! Mein Kind!" an die Bruſt des jungen Franzoſen flog.

„Haltet ihn feſt!" ſchrie der Biſchof, und ſtammelte, an der General ſich wendend: „Nun führt das Verhängniß die ganze Verbrecherfamilie zuſammen! — Euer Exzellenz, ich mache Sie im Namen der verbündeten Monarchen verantwortlich für —"

Der General hörte nicht, denn ein anderes Ereigniß nahm ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch; ſein Adjutant, der Hauptmann von Uechtleben, hatte ſich in die Umarmung von Vater und Sohn gedrängt,

und durch den Ausruf: „Sie, Herr Graubrück, ſind Graf Saint Hilaire? ſind der Vater meiner Hilairie?“ gelang es ihm endlich, den Blick des Grafen auf ſich zu lenken. — Dann wandte er ſich, die Hand ſeines Freundes faſſend, an den General, und ſprach: „Euer Exzellenz, ich verbürge mich mit meiner Ehre für dieſen Mann, und bitte, ihn mir zur Bewachung anzuvertrauen.“

„Euer Exzellenz,“ rief der Biſchof, „Dieſer Mann iſt ein Verräther an Kirche und Staat! Laſſen Sie ſich nicht irre machen! Die verbündeten Monarchen, Ludwig der Achtzehnte — alle Throne und Altäre ſind gefährdet, wenn —“

„Ruhig, aber ſehr ernſt unterbrach der Generallieutenant den Prieſter: „Sie haben mir dieſen Mann übergeben, und nunmehr das Recht verloren, über deſſen Behandlung zu verfügen. Hauptmann Uechtleben, laſſen Sie einen Carabinier mit ſechs Mann aufſitzen, um dem Herrn Biſchof das Geleite bis zum nächſten Poſten auf der Straße nach Lyon zu geben.“ Er verneigte ſich flüchtig gegen den Biſchof, und folgte ſeinem bereits eingeſchifften Sohne, wel-

cher, von einem leichten Wundfieber ergriffen, die Bequemlichkeiten dringend erſehnte, die ihm das Schloß Chateaugris zu gewähren verſprach.

Kein Herz von allen, welche das Verhängniß hier befreundet und vereinigt hatte, ſchlug ruhig. Graf Saint Hilaire konnte den Blick von den beiden Jünglingen nicht abwenden, welche gegenſeitig Einer der Retter des Andern geworden waren. Es dünkte ihm, als habe dieſer Tag ihm zwei Söhne gegeben, und mit dem Erbeben des Entzückens gedachte er des nahen Moments, in welchem er dieſe Beiden, und den Dritten, den Geliebten ſeiner Hilairie, und ſich ſelbſt in die Arme ſeiner wiedergewonnenen Leonide werfen werde. — Der Verwundete ward von andern, aber unausgeſprochenen Gefühlen bewegt; es ſchien, wenn ſeine Augen auf die Umarmung von Vater und Sohn ruhten, als präge ſeinem Geſichte ein geheimer Zug des Neides ſich auf, und einmal ward ſogar ſein Auge feucht, als er, ſich abwendend von jenem Schauſpiel, ſeinem Vater die Hand reichte. — Dieſer ſchien in ſolchen Augenblicken aus Träumen an die Vergangenheit zu erwachen; er ſollte das

Weib wiederſehen, deſſen Bild er als Jüngling in ſein Herz aufgenommen und es getragen hatte ſein Leben lang.

Die Bruſt des jungen Saint Hilaire ſchlug der Mutter entgegen, welcher er den Gatten brachte, und der Schweſter, welcher er den Vater und den Geliebten zuführte, deſſen Geſicht bald die Hoffnung verklärte, bald der Zweifel verdüſterte.

Jetzt landete der Fährkahn, und mit düſtern, unheilweiſſagenden Blicken trat ein junger franzöſiſcher Soldat, der bereits früher ausgeſchifft worden war, ſeinem Lieutenant entgegen. „Was bringſt Du, Fabian?“ fragte dieſer erwartungsvoll.

„Fabian?“ rief der Graf, den Soldaten anſtarrend. — „Ja, das ſind die Züge des redlichen Mannes, der mich rettete während des Sturms auf die Baſtille! — Der mich aus dem tumultuariſch bewegten Paris führte! — Der für mich ſtarb!“

„Ja,“ bekräftigte der Lieutenant. „Es iſt der Sohn jenes Fabian und der Erbe der Tugenden ſeines Vaters. Ich fand ihn unter den Fechtern in

Spanien, und er war mir treu wie ſein Vater dem meinigen! — Sieh, Fabian, dies iſt mein Vater!"

Der junge Soldat warf ſich zu den Füßen des Grafen nieder. „Das iſt alſo der Mann, für den zu leben und zu ſterben mein Vater mich gelehrt hat?" rief er, und ſetzte, plötzlich den Ton ſeiner Stimme ändernd, hinzu: „O, warum muß die erſte Botſchaft, die ich ihm bringe, eine betrübende ſein." — Er winkte dem Lieutenant und ſprach gedämpft zu ihm: „Die Gräfin wohnt nicht mehr in Chateaugris; ſie iſt vertrieben worden, ihres Eigenthums, ihres Namens beraubt; — ſie wohnt jenſeits der Drôme in Petitchateau; aber jetzt iſt ſie auch nicht dort; nur Legrange iſt zurückgeblieben. Sie iſt geflohen vor dem Feinde."

„Wohin? wohin?" fragten die Stimmen Aller, welche auf ſeine Worte gelauſcht hatten. — Fabian zuckte die Achſeln. „Wohin? — Das wußte Keiner von den Leuten, welche während der Ueberfahrt mir dieſe Kunde gaben. Herr Legrange wird das ſagen können. Ich eile als Ihr Bote an ihn voraus." Er flog davon.

Das Gerücht von der Ankunft eines Verwundeten war den Gäſten des Biſchofs vorausgeeilt; aber auch dieſes Gerücht hatte die prahlend gerühmte Aufnahme, welche den Fremden bevorſtehen ſollte, nicht vorbereitet. Alle Zimmer des Hauptgeſchoſſes — angeblich die Wohngemächer des Biſchofs — waren verſchloſſen und der Generallieutenant mußte ſeine Wohnung mehre Treppen hoch ſuchen; der Kranke fand eine unbequeme Lagerſtatt in dem weitläuftigen aber unfreundlichen Bibliothekſaale aufgeſchlagen.

Mißgemuth ſchritt der Generallieutenant auf und ab, und der Rückkehr ſeines Fabian gewärtig ſaß der Lieutenant an dem Bette des fiebernden Freundes, während Graf Saint Hilaire vor den verblindeten Scheiben der entlängs den Wänden gereiheten Bücherſchränke ſtand, und die alten Bände, Vertraute ſeiner Jugendzeit, mit wehmüthigem Blicke muſterte. Er verſuchte eine Glasthür nach der andern zu öffnen; endlich ſprang eine derſelben auf, und ein Foliant fiel zu ſeinen Füßen nieder. Er ſchlug den Deckel auf, ſtarrte die Schrift an und ſein Auge verblindete in Thränen.

In dieſem Augenblick flog die Thür auf. Fabian meldete Legrange. Saint Hilaire ließ den Folianten neben dem Bette des Kranken niederfallen, welchen ſein Sohn verließ, um ſich in die Arme ſeines väterlichen Freundes zu werfen, deſſen zuſammengedrückte Geſtalt ſich jugendlich erhob bei dem Anblick des Sohnes und des Vaters, welche in liebevoller Vereinigung an ſeinem Herzen lagen.

„Wo finden wir meine Mutter?“ fragte der Jüngling, endlich ſich losreißend aus dem Arme des Greiſes, und dieſer berichtete jetzt, daß Leonide ſich nebſt Hilairie nach Luclauſe geflüchtet habe. Saint Hilaire wollte ſogleich dahin aufbrechen, auch ſeinen Sohn trieb die Sehnſucht der Mutter nach, und Uechtleben war erbötig, Beide zu begleiten; aber Legrange bedeutete die Sehnſüchtigen nach Gattin und Kind, nach Mutter und Schweſter und Braut, daß Leonidens Zuſtand Schonung forderte und einer Vorbereitung auf die ihrer harrende Erſchütterung bedürfe. Der Greis lud jedoch den Generallieutenant ſammt ſeinem Gefolge ein, den ungaſtlichen Herd dieſes Schloſſes mit dem kleineren aber gaſtlicheren

in Petitchateau zu vertauſchen, und dort mit ihm die beſte Art der Einführung von Vater und Sohn bei Leoniden zu berathen.

Der Generallieutenant, welchen die Luſt dieſes Hauſes drückte, willigte ein. Sein Sohn ward, bis denſelben das Wundfieber verlaſſen werde, welchem der Arzt nur noch eine kurze Dauer verhieß, ſeinem Freunde, dem jungen Saint Hilaire, zur Pflege übergeben, und der General ſetzte ſich mit ſeinem Gefolge in Bewegung, Legrange nach Petitchateau zu begleiten.

Godefroy bemerkte, daß der Blick ſeines Freundes verlangend auf dem Buche ruhe, welches der Graf bei Legrange's Eintritt zu den Füßen des Bettes hatte fallen laſſen; er hob es auf und reichte es ſeinem Freunde dar. Dieſer blätterte in demſelben, fand es mit kunſtreich ausgemalten Bildern geziert, welche die verſchiedenen Chroniken verſinnlichten, die den Inhalt dieſes Buches bildeten. Lange betrachtete er hauptſächlich das Eine dieſer Bilder; zwei Kämpfer vertheidigten eine Brücke gegen einen zahlloſen Haufen, und hinter den Kämpfern ſtanden in der geöff-

neten Thür einer Kapelle eine Matrone und ein wunderliebliches Mädchen, Beide mit Fürſtenkronen und Hermelinmänteln geſchmückt. Unter dem Bilde war mit farbiger Fracturſchrift zu leſen: „Wahrhaftige Beſchreibung, wie die Häuſer der hochberühmten Grafen Saint Hilaire de Pontgris und de bras de ferre entſtammt ſind.“

Ueberraſcht nahm Godefroy dem Kranken das Buch aus der Hand. „Dieſe Beſchreibung iſt mir fremd,“ ſprach er. „Darf ich leſen?“ Der Kranke nickte und Godefroy las:

„Als im Jahre des Heils 1208 Papſt Innozenz der Dritte das Kreuz predigen ließ wider die frommen Chriſten im Lande Albigeois, um ſie zu vertilgen von der Erde ſammt Weibern und Kindern mit Feuer und Schwert, da ſammelten ſich die Völker aus Nord und Süd, aus Oſt und Weſt, unter dem Pannier des Kreuzes, und ſengten und würgten im Lande bis unter die Mauern von Toulouſe. Da entſandte Graf Raimond der Sechste, Herr von Toulouſe und Albigeois, ſein eheliches Gemahl, Helena, und ſeine einzige Tochter, Claudia, nach der feſten Stadt

Beziers in Sicherheit, und verſchwur ſich nebſt ſeinem Sohne mit all ſeinen Getreuen, unter dem Schutte von Touloufe zu ſterben. — Und dreimal ſtürmte das Kreuzheer und wich dreimal zaghaft zurück vor den Speeren der Belagerten. Nunmehr gebot der päpſtliche Legat nachzulaſſen von dem Sturm, und ſprach zu Humbert dem Erſten, Dauphin und Herrn der Dauphiné und vom Lande Vinois: „Wir obſiegen nicht über Raimond den Toulouſer durch die Gewalt der Waffen; aber laßt uns verſuchen, ob wir mögen ſein Weib fahen und ſein Töchterlein, damit ihn bezwinge die Sorge um ſeine Liebſten, und er ſich ergebe auf Gnad und Ungnade um ihretwillen. So ziehet denn ab mit Eurem Banner und den Päpſtlichen; lagert Euch vor Beziers insgeheim und ſuchet die ſichern Bürger zu überrumpeln, damit Ihr fahen möget die beiden Weiber.“

Alſo ſprach der Legat, und der Dauphin zog ab mit ſeinem Banner und den Päpſtlichen, geleitet von dem Ciſtercienſer-Abt Arnold, überrumpelte die ſichern Bürger von Beziers und ließ das Schwert walten auf des Abtes Geheiß, und den Feuerbrand. Da

ſprach zu dem Abte der Dauphin: „Wir morden und verbrennen Rechtgläubige und Ketzer unter einander; jetzt lodern ihrer Sechstauſend in den Flammen der Magdalenenkirche auf; wer ſagt uns aber, welches die Unſern ſind, und welches die Abtrünnigen?" Da antwortete der Abt und ſprach: „Laſſet ſie Alle brennen; der Herr wird die Seinigen ſchon herausfinden aus der räudigen Heerde." — Und dagegen ſprach der Dauphin: „Ihr vergeſſet, daß wir abgeſandt ſind nicht zum Morde, ſondern zu fahen Weib und Kind des Toulouſers." Aber da lächelte der Abt in ſeinem Grimme und ſprach: „Wiſſet Ihr nicht, es ſteht geſchrieben: Du ſollſt Gott mehr gehorchen als den Menſchen? — Und wie der Herr dem Joſua gebot, die Kananiter auszurotten mit all ihrem Saamen, ſo hat der heilige Vater geboten, dies Volk zu vertilgen ſammt Kindern und Weibern; alſo laſſet ſie ſterben, die Gerechten, damit die Sündenbrut ſterbe, die der Legat am Leben erhalten wiſſen will. Warum hört er auf, Toulouſe zu berennen? Dort mag er Raimond bezwingen, nicht hier! — Und ſind die Kreuzfahrer dreimal gewichen, ſo mag

er ſie noch neunmal wieder herantreiben, und endlich wird er obſiegen, und Feuer und Schwert walten laſſen können zu des Herrn Ehre in Toulouſe, wie wir in Beziers, bis kein Ketzerkind mehr die Hände falten kann zum gotteslăſterlichen Gebete."

Alſo ſprach der Abt, und der Würgengel ſchritt fürbas über Beziers gebrochene Mauern, bis ſeine Sichel nichts Lebendiges fürder zu mähen fand.

Und Humbert, der Dauphin, zog ab mit ſeinem Pannier und den Päpſtlichen gen Toulouſe, und meldete dem Legaten, daß Feuer und Schwert alles Leben vertilgt habe in Beziers. —

Es waren aber des Dauphins Pannier zwei edle Brüder gefolgt als Knappen, Boëmond und Godefroy, ſeßhaft am Fuße des Hügels, auf deſſen Spitze das Kirchlein des heiligen Hilarius gebaut iſt, an der Drôme. — Und als die beiden Brüder vernahmen, wie der Abt den Mord predigte der Schuldloſen, da bewegte ſich ihr Herz zum Erbarmen, und ſie beteten zu Gott, daß er in ihre Hände möge fallen laſſen die verfolgte Fürſtin ſammt deren Kinde; und der Herr erhörte das Gebet der Jünglinge; —

aus dem Geflacker der Glut, welche längſt die Magdalenenkirche in Schutt gemalmt hatte über die Gebeine von Sechstauſenden, drang ein leiſes Gewimmer in das Ohr der Brüder. Sie horchten, und ſiehe, das Gewimmer quoll aus tiefen unterirdiſchen Gewölben, und ſie trafen den Weg zu der äußern Gitterthür der Gruft, erbrachen dieſe, und fanden die Fürſtin ſammt deren Tochter, welche Beide ihre Zuflucht vor den Lebendigen zu den Gräbern der Todten genommen hatten. — Im Schutze der Nacht führten die Jünglinge die Verwehmten aus der Stadt und flüchteten ſie hinweg in ihre Heimat an der Drôme. — Aber der Weg war lang, und die Grafentochter gar ſchön und liebreizend; da entbrannten die beiden Brüder in herzinniger Liebe zu ihr, und bald durchſchaute Einer die Seele des Andern. — Und Godefroy ſprach alſo: „Mein Bruder, wir lieben Beide das Fräulein, aber nur Einer kann ſie beſitzen; — der Andere muß ſterben für den Erwählten. Wir haben unſere Hände befleckt mit dem Blute der Albigenſer; ſo wollen wir reinigen unſere Hände in dem Kampfe für das verfolgte Volk

und ihm eine Freiſtatt eröffnen in unſerer Heimat. Dieſe hat keinen Zugang als die alte ſteinerne Brücke, ſo über die Drôme führt, und dieſe Brücke laß uns vertheidigen, und den Einen von uns möge Gott fallen laſſen, den Andern aber erhalten, und dieſem das Glück beſcheiden, die tugendſame Grafentochter heimzuführen."

Alſo ſprach Godefroy, und Boémond reichte die Hand ſeinem Bruder zum Bunde, und Beide öffneten das Thal am Fuße des Hilariusberges den Verfolgten aus Albigeois; und die Heimatloſen zogen ein in die Freiſtatt mit Weibern und Kindern, und lobten den Herrn, der ſie errettet hatte aus ſechs Trübſalen, und ſie beſchirmte in der ſiebenten. Aber hinterdrein zog das Kreuzheer, geführt von Humbert dem Dauphin. Es war aber der Dauphin nicht mehr der Mann, der er geweſen in der Mordnacht von Beziers, und das Kreuzheer war nicht mehr das gewaltige, welches gelagert lag vor ſieben Monden rings um die Mauern von Toulouſe; denn ſeit Graf Raimond die Greuel von Beziers vernommen hatte und das vermeintliche Ende ſeines Weibes und

ſeines Kindes, da war ein ſchrecklicher Trotzmuth erwacht, ihm und den Seinigen, der furchtbar wüthete unter den Feinden. Und neunmal weichend im Sturm auf die ungebrochenen Mauern der Stadt, weigerten ſich die zerriſſenen Reihen des Kreuzheeres des zehnten Anlaufs. Da wüthete der Legat wider die Feigen, aber der Dauphin ſchwieg, denn ſeit der Dauphin ſeinen Stammhalter hatte blutig fallen ſehen in die Hände des gewaltigen Toulouſers, ſeit er geſtanden hatte an dem Sterbelager des Abtes Arnold, deſſen Seele in grauſem Wahnwitz von hinnen gefahren war, ſeitdem hatte kein Schlaf mehr das Auge des Dauphins geſchloſſen; alſo entmannt und bedräut von den Geiſtern der Erſchlagenen, folgte er auf das Geheiß des Legaten den Albigenſern in das Drômethal nebſt ſeinem Pannier, und ſiehe, vor der alten Drômebrücke ſtanden zwei Gewappnete und wehrten den Stürmern den Uebergang. Mit keckem Hohne griffen die Kreuzfahrer die beiden Männer an, wichen aber bald zurück vor dem Kämpfer mit dem eiſernen Arm, und deſſen blondgelocktem Gehülfen, der den Blick eines zürnenden Heiligen trug in dem blauen

Auge. Und bald faßte ein Grauen die Stürmer; ſie weigerten ſich des fernern Angriffs und ſprachen: „Wahrlich, das ſind nicht Menſchen! Entweder iſt der Blonde der heilige Hilarius ſelber, der ſein Kirchlein auf jenem Berge zum Schutz der Verfolgten öffnet, oder der Teufel ficht aus ihm, und ſtählt den Arm des Braunen mit mehr denn menſchlicher Kraft.“

Und der Dauphin trat an die Brücke und ſprach: „Genug des Blutes iſt gefloſſen; ich will des Eurigen ſchonen, Ihr Beide, ſofern Ihr Nichts als tapfere Menſchen ſeid, und nicht Satanskinder. Ergebt Euch mir, ſtreckt Eure Waffen, und das Leben ſoll Euch geſchenkt ſein.“

Da ſenkten die Jünglinge ihre Schwerter vor ihrem Herrn, und ſprachen: „Nicht iſt's der Teufel, der unſere Herzen ſtählt und unſere Arme, ſondern die Liebe macht uns ſo mächtig, und ruft uns zum Beiſtand der Heiligen des Herrn. Willſt Du deß Zeugen ſehen, ſo verſprich uns und allen denen, ſo wir beſchützen, Leben und Freiheit, und wir verſprechen Dir, Deinen Frieden zu machen mit Raimond

dem Toulouſer, und Deinen Sohn ſonder Löſegeld in Deine Arme zu führen."

Da ſprach der Dauphin: „So Ihr Wort haltet, ſollt Ihr die Nächſten ſein an meinem fürſtlichen Stuhle, und Alle, für die Ihr gekämpft habt, die ſollen leben unter meinem Schutze." — Und ſofort öffneten die Gebrüder die Capelle des heiligen Hilarius, und heraustrat die todtgeglaubte Fürſtin ſammt ihrem Kinde, und der Dauphin ſelbſt geleitete Beide, ſammt den Liebeshelden, Godefroy und Boémond, gen Toulouſe. Und nachdem Graf Raimond ſein eheliches Gemahl zurückempfangen und ſein Töchterlein, da ausantwortete er dem Dauphin deſſen gefangenen Sohn, und als die beiden Fürſten trotz des Legaten Mahnen und Dräuen, Friede und Freundſchaft mit einander geſchloſſen hatten, da ſprach Dauphin Humbert zu den Brüdern: „Kniet nieder!" und Beide knieten nieder. Der Dauphin aber berührte ihre Schultern mit ſeinem Schwerte und ſprach: „So ſteht mir denn auf als Ritter, Ihr Schützlinge Saint Hilaire's, den ich wähle zu Euerm Pathen, und heißt auf ewige Zeit, ſammt Euern Erben in

männlicher und weiblicher Folge, wie ich Euch jetzt nenne, Du Godefroy, Held von der grauen Brücke, und Du, Boémond mit dem eiſernem Arme! Und blühen ſollen Eure Geſchlechter unter dem Scepter der Dauphiné, ſo lange der Eiſenarm nur dem Unrecht wehren und den Schuldigen preſſen, und ſo lange die graue Brücke zu der Freiſtatt ſchuldlos Verfolgter führen wird."

Die beiden jungen Männer ſtarrten tief bewegt vor ſich nieder. Endlich rief Godefroy mit flammenden Augen: „Warum hab' ich nicht früher gewußt, welch' einem Heldengeſchlecht ich entſtamme, und welch' einen Namen ich zu vertheidigen habe! — O, Gott!" fuhr er noch heftiger auf; „warum hat das Verhängniß mich vereinzelt hingeſtellt, zum Kampf wider die Habſucht und Verleumdung? — Des Erbes eines eiſernen Armes bin ich mir bewußt, aber die gewinnende Milde gebricht mir, die Milde, mit welcher Godefroy ſeinen Bruder leitete! — O, hätt' ich einen Bruder wie Boémond ihn hatte!"

„Und ich," — hauchte der Verwundete mit ſehr weicher, die Nähe der Thränen verrathender Stim-

me; — „und ich — hätt' ich Bruder und Mutter und —“

Er verſtummte. Da hub Godefroy wieder an: „Aber welcher von den beiden Brüdern führt denn die Braut heim?“

„Keiner, gewiß Keiner von Beiden!“ rief der Major. „Es war ja keiner von beiden gefallen, und welcher von dieſen Brüdern hätte es vermocht, das Erdenglück des andern an ſich zu reißen! Doch laſſen Sie hören, was der Chroniſt uns davon erzählen wird.“

Godefroy las, wie die Brüder nunmehr nach Paläſtina zogen, bei ihrer Rückkunft Raimond's Haus gefallen und Claudia todt fanden, wie Beide ſich trennten, Boëmond die Linie bras de ferre in Poitou gründete, und Godefroy die ſeinige in der urſprünglichen Heimat befeſtigte.

Der Major nahm, als Godefroy geendet hatte, den Folianten, ſchlug einige Blätter um, und rief, plötzlich erſchüttert, auf einige Federzüge deutend, welche er auf der Kehrſeite des Titelblattes gewahrt: „Gott im Himmel, weſſen Handſchrift iſt dieſe?“

„Das hat mein Vater geſchrieben,“ verſetzte Godefroy, und las:

„Heute hat der gnädige barmherzige Gott der alten Pontgris den neuen Pfeiler aufgerichtet. Heute hat meine Leonide mir den erſten Sohn geboren. Chateaugris, den 18. April 1789.“

„Jeſus,“ rief der Major. — „Es iſt mein Geburtstag; — der heutige Tag! — Und dieſe Handſchrift — nein, ich war ja ein zehnjähriges Kind, als ſeine Briefe verbrannten; — ich täuſche mich wohl, aber ich wollte ſchwören, es wären die Schriftzüge meines —“

„Ihr Verband löſ't ſich!“ ſchrie Godefroy erſchrocken, und riß das Hemde von der Achſel des Verwundeten, um die Binde feſter anzuziehen, da ward es auf einmal ſehr lebendig in dem Schloſſe; Männertritte polterten die Treppe hinauf, und verwundert blickten die Jünglinge nach der Thüre, welche in dieſem Augenblicke heftig aufgeriſſen wurde.

Fünftes Capitel.

Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendet iſt! —
Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet,
Und des Aethers reine Lüfte trinkt! —
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt, und ſinkt, und ſinkt. —
Schiller.

In dem kleinen Familienſaale des Landhauſes, deſſen die Habſucht eines gehäſſigen Prieſters Leoniden noch nicht beraubt hatte, ſaßen Legrange's Gäſte um die eilig beſchickte Tafel. — Gegen das Ende derſelben erhob ſich Uechtleben mit gefülltem Glaſe, kündigte der Geſellſchaft an, daß der Major, Graf Daniellowich, heute ſein fünf und zwanzigjähriges Ge-

burtsfeſt feiere, und trank auf die baldige Wiederher- ſtellung des jungen Helden.

Der Generallieutenant, im Begriff, auch ſein Glas zu leeren, bemerkte, daß Saint Hilaire und Legrange, Beide mit feuchten Augen, einander zunick- ten, und fragte: „Wie es ſcheint, gilt dies Glas auch dem Andenken eines Zweiten; laſſen Sie uns mit trinken.“

„Mein Freund Legrange errieth mich,“ erwi- derte der Graf. „Heute vor fünf und zwanzig Jah- ren wurde mein Erſtgeborner mir geſchenkt; — Sei- nem Andenken galt die Neige dieſes Glaſes.“

„Welch' ein freundliches Zuſammentreffen!“ rief der Generallieutenant. „Aber nicht mit Neigen in den Gläſern wollen wir des Abweſenden geden- ken!“ — Er füllte die Gläſer, und ſprach: „Meine Herren, der junge Graf Saint Hilaire lebe, und möge Gott Ihrem Sohne, Herr Graf, einen guten Geiſt beigeſellen, der für ihn wacht, wie er meinem Gottfried einen Schutzengel beſtellt hat!“

Alle tranken, und der Generallieutenant fuhr fort:

„Es iſt wirklich wahr; wenn ich an alle die Wundmale denke, die auf den Körper meines Sohnes gehäuft ſind, ſo fühl' ich mich verſucht, ihn unter dem unmittelbaren Schutze eines wohlthätigen Geiſtes zu glauben. Fünf Wunden hat er empfangen, ſeit er mein iſt; von den älteren will ich gar nicht einmal reden, und keine einzige dieſer Wunden iſt gefährlich geweſen."

„Das klingt ja" — flüſterte Legrange ſeinem Nachbar, dem Hauptmann von Uechtleben, zu — „als habe der junge Graf die ältere Narbe gleich ſogenannten Muttermälern mit auf die Welt gebracht."

„Graf Gottfried iſt der Adoptivſohn Seiner Exzellenz," antwortete der Hauptmann halblaut; der General vernahm dieſe Erwiederung und ſetzte hinzu: „Mein Gottfried iſt ein Findling, der mir auf dem Schlachtfelde in die Hände fiel und weder Heimat noch Eltern zu nennen wußte."

„Das iſt in der That befremdend," ſagte Legrange. „Die vielen Wundenmale, mit welchen Sie Ihren Herrn Sohn bezeichnet fanden, laſſen

doch vermuthen, daß er über das erſte Kindesalter hinausgeweſen ſein müſſe, als er in Ihre Hände gerieth, und daß er folglich den Namen ſeiner Eltern gekannt haben werde.“

„Er war auch bereits zehn Jahre alt, als ich ihn fand,“ verſetzte der General, „aber er iſt in ſeinem dritten Jahre einem fremden Erzieher anvertraut geweſen, zu deſſen Princip es gehört hatte, ſeine Zöglinge in völliger Unkenntniß von dem Verhältniſſe ihrer Eltern zu erhalten, und ſo war es denn natürlich, daß mein Gottfried mir nur ſeinen Vornamen und den Namen ſeines Erziehers nennen konnte.“

„Ich bin nach gleichen Grundſätzen erzogen worden,“ hob der Hauptmann an. „Mein Erzieher trieb ſeine Vorſicht ſo weit, daß er ſogar in den Brieſen meiner Verwandten an mich deren Unterſchrift unlesbar machte. Der Mann hatte nämlich die gutgemeinte, aber dennoch heilloſe Abſicht, den Einfluß zu verhindern, welchen die mehr oder minder glänzende Rang- und Vermögenslage unſerer Eltern auf unſere Erziehung hätte äußern können.“

„Ich will über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines ſolchen Erziehungsgrundſatzes nicht urtheilen,“ verſetzte der General; „jedoch hab' ich alle Urſache, demſelben dankbar verpflichtet zu ſein, denn hätte der Knabe mir ſeine Angehörigen zu bezeichnen gewußt, ſo würd' ich genöthigt geweſen ſein, ihn dieſen zurückzugeben, und heute den Sohn entbehren, der die Freude meines Lebens iſt.“

„Aber den Namen ſeines Erziehers und deſſen Wohnort nannte der Knabe Ihnen ja,“ ſprach ſichtbar bewegt Legrange, und der General fuhr fort: „Allerdings nannte er mir Beider Namen, aber von dem Dorfe ſtand kein Haus mehr, und den Leichnam ſeines Erziehers fanden wir unter dem Schutte ſeiner niedergebrannten Wohnung; zu weiteren Nachforſchungen ließ uns der Feind keine Zeit. Es war nämlich bei der Gelegenheit, als Suwarow ſich von Murten nach Chur zurückzog; mich hatte man, um den Ruſſen den ungewohnten Alpenweg gangbar zu machen, mit einem Pulk gebirgskundiger Kroaten ihm beigeſellt, und ſo mußte ich den alten Marſchall begleiten, deſſen Zug dem Sturz einer

Lawine gleich. Das ganze reiche Engithal blieb hinter uns liegen, wie das trocken gewordene Bett eines abgeleiteten Stromes. Plötzlich wandte ſich Suwarow gegen ſeine Verfolger um, welche Schritt für Schritt ihm folgten, und niederriſſen, was ſeine Ruſſen zu zerſtören vergeſſen hatten. In einem Dorfe, welches er vertheidigte, war das Gemetzel am blutigſten; endlich flohen auf dieſem Punkte die Franzoſen, verfolgt von den Koſaken und eingeklemmt von den unerklimmbaren Felswänden in dem ſchmalen Fahrweg, deſſen Ausgang die Kanonen verſtopft hatten. Da ſah ich einen Knaben mitten in dem Getümmel umherirren; ein franzöſiſcher Infanteriſt, faſt ſchon von einem Koſaken ereilt, ergreift das Kind und ſtreckt es, um ſich vor den Pikenſtößen ſeines Verfolgers zu ſchützen, dieſem, einem Schilde gleich, entgegen. Ich werfe mich zwiſchen Beide, ſchlage die Pike des ſtoßfertigen Koſaken ſeitwärts, entreiße dem Franzoſen das Kind und hebe es zu mir hinauf auf mein Pferd. Von dieſem Augenblick an war dieſer Knabe mein beſtändiger Begleiter. — Wie er im Laufe der Zeit mir immer theurer wurde, wie er — ein ſech-

zehnjähriger Jüngling — mir das Leben rettete, als wir unter dem Erzherzog Ferdinand von Ulm aus, uns bei Aalbeck durchſchlugen, wie ich ihn zu meinem Sohn erhob, und wie mein Kaiſer ihm meinen Namen und meine Geburtswürden ertheilte, das iſt zu weitläuftig zu erzählen, wenn ich auch gleich nicht müde werden könnte, den ganzen Tag davon zu reden."

Bis zu dieſem Augenblick hatte der Graf Saint Hilaire einer Bildſäule ähnlich dageſeſſen; jetzt ſprang er von ſeinem Sitze und gleichzeitig auch Legrange und der Hauptmann auf. Ohne ein Wort zu ſprechen, verließ der Graf in ſtürmiſcher Eile den Saal, und mit dem Ausruf: „Er iſt's! er iſt's! Ja, es iſt Ihr Sohn!" folgte Legrange ihm, während der Hauptmann ſeinem betroffenen Chef zurief: „Kommen Sie, kommen Sie! Dieſer Fremde iſt der Vater des Grafen Gottfried!" —

Ueberraſcht durch das Auffliegen der Thür ließ Godefroy den angezogenen Verband der Wunde ſeines Pflegbefohlenen etwas nach und einige Blutstropfen drangen durch die gelockerte Binde, da ſtand ſein Vater vor ihm, bog ſich nieder zu dem Kran-

ken, erkannte auf deſſen entblößter Schulter die verwachſene Narbe, durch welche Leonidens Zähne, im Augenblick der Trennung von ihrem Kinde, daſſelbe unwillkührlich gezeichnet hatten und ſank mit dem Aufſchrei: „Mein Sohn! Mein Sohn!“ bewußtlos auf deſſen Bett nieder.

„Er iſt's! er iſt's!“ ſchrie Legrange neben dem Grafen niederknieend, während die beiden Jünglinge, ſich gegenſeitig als Brüder erkennend und ihren gemeinſchaftlichen Vater umſchlingend, Bruſt an Bruſt ſanken.

Der Generallieutenant ging, ein Gemiſch von tiefer Rührung und von bitterer Sorge im Herzen, auf und ab in dem Gemach. Endlich als er von den Lippen der Wiedervereinigten die Worte: „Vater, Sohn und Bruder!“ vernahm, da trat auch er an das Bett des Kranken und ſprach: „Gottfried! Bin ich denn nicht auch Dein Vater?“

Da ſtreckte der überglückliche Sohn ſeinem Wohlthäter beide Arme entgegen, und Saint Hilaire zog, unter Thränen rufend: „Er iſt Dein Sohn und der meinige! — wir — Du und ich — ſind Brüder!“

den väterlichen Freund ſeines Sohnes in deſſen Umarmung nieder.

Die Unmöglichkeit, mit dem Verwundeten jetzt eine Reiſe zu unternehmen, leuchtete dem Grafen Saint Hilaire erſt ſehr ſpät ein, und noch ſchwieriger ward es Legrange, ihn zu überzeugen, daß er ſeine Sehnſucht, Leoniden ihre Kinder wiederzugeben, mäßigen müſſe; nur als endlich der Graf ſich beſann, daß Leonide zur Beſchwichtigung ihres krankhaft beunruhigten Gewiſſens das Wahnbild ihres geopferten Sohnes, der ihr Engel, ihr Fürſprecher an Gottes Throne worden ſei, aufgegriffen hatte, als Legrange ihm verſicherte, die Tiefgebeugte halte noch feſt an dieſem Bilde, deſſen Zerſtörung ihren Seelenfrieden zu vernichten und ihre Zweifel an Gottes Gnade, an ihre einſtige Seligkeit zu erneuern drohe, da preßte der heftigſte Schmerz die Herzen von Vater und Sohn in unſäglichem Jammer zuſammen. Jener klagte das Verhängniß an, welches noch nie einen ungetrübten Freudentropfen in ſeinen Lebenskelch geflößt habe, und der Sohn fühlte ſich eben ſo unfähig, den Anblick ſeiner nie geſehenen Mutter ſich zu verſagen,

als, wenn ihm dieſer Anblick gewährt werde, ihr kalt gegenüber zu ſtehen und den Ausbruch ſeines kindlichen Gefühls, die Worte zu erſticken: „Ich bin Dein Kind! Du biſt meine Mutter!"

Endlich fand Legrange, mit dem Generallieutenant im Einverſtändniß, einen Weg, welcher zur Befriedigung aller Wünſche zu führen verhieß. Die Reiſe nach Luclauſe ſolle angetreten werden, ſobald der Geſundheitszuſtand des Majors es geſtatte, und um dieſem ein Recht zu gewähren, ſich kindlich dem Herzen ſeiner Mutter zu nähern, ſolle ſein Verdienſt um die Rettung ſeiner jüngeren Geſchwiſter geltend gemacht werden. Finde man ſpäter, daß Leonidens Seelenzuſtand durch die ihr gegenwärtig bevorſtehende Freude hinreichend gekräftigt ſei, um die Zerſtörung ihres feſtgehaltenen Wahns wagen zu dürfen, dann möge man mit leiſer Hand das Grab des Todtgeglaubten öffnen und ihr den Sohn ſtatt des Engels geben, den man ihr nehmen wolle.

Was den Grafen Saint Hilaire betraf, ſo hielt man es nothwendig, auch dieſen nicht unvorbereitet ſeiner Gattin wiederzugeben; aber der Graf, willig

in die andern Beſchlüſſe ſich fügend, hatte kein Ohr für den Vorſchlag, einige Tage ſpäter als ſeine Kinder nach Luclauſe abzureiſen, um dieſen, von Legrange unterſtützt, Gelegenheit zu geben, Leoniden mit dem Gedanken ſeiner Wiederkehr nach und nach vertraut zu machen. Er bewies, wie dringend erforderlich Leonidens einmal erregte Ungeduld ſeine Nähe mache, und ſchlug endlich vor, in der Nähe, und zwar in den allenfalls noch bewohnbaren Zimmern des alten Schloſſes zu warten, bis es gelungen ſein werde, Leonidens Sehnſucht nach ſeiner Gegenwart zu erwecken.

Vergebens ſetzte Legrange dem Grafen die Unbewohnbarkeit der thür- und fenſterloſen Gemächer des alten Schloſſes entgegen; der hartnäckige Mann beharrte auf ſeinem Entſchluß, und nannte unter den Zimmern, welche er geeignet fand, ihm auf etwa vierundzwanzig Stunden ein Obdach zu gewähren, auch den Ritterſaal.

Wie ein Blitz durchfuhr der Schreck des Gedankens Legrange's Seele, daß in dieſem Saale unter all den Ahnenbildern der Auverrieres auch die bei-

den noch befindlich waren, deren Anblick Leonidens Geiſter einſt ſo fürchterlich zuſammengerüttelt und die Unglückliche dem Tode nahe gebracht hatte: das Zerrbild ihres Vaters und das Bild der am Klavier bis zu Thränen begeiſterten heiligen Cäcilia. — Wie, wenn Leonide einſt dieſen Bildern wieder begegnet haben ſollte? — Welcher Eindruck und welche Folgen deſſelben waren nicht für ſie von einer ſolchen Ueberraſchung zu beſorgen?

Alle Anweſende bemerkten die Störung, welche dieſer Gedanke in Legrange's Faſſung hervorbrachte; er verheimlichte ihnen ſeine Beſorgniſſe wegen der Eigenthümlichkeit der Seelenverſtimmung ſeiner reizbaren Freundin nicht; aber der Graf hielt feſt an ſeinem Entſchluſſe. „Beruhigen Sie ſich,“ ſprach er, „ich verſpreche Ihnen, daß es, während meines beabſichtigten Aufenthalts in jenem Saale, mein erſtes Geſchäft ſein ſoll, jene unheildrohenden Bilder zu vernichten.“

Die Wunde des Majors heilte ſehr ſchnell und ſetzte bald der beſchloſſenen Abreiſe nach Luclauſe kein Hinderniß mehr entgegen. Der General hatte ſeiner

Behörde die beabſichtigte Entfernung aus ſeinem einſtweiligen Standquartier angezeigt, und Jeder war reiſebereit, als am Tage vor der feſtgeſetzten Abfahrt ein Eilbrief an den Grafen Saint Hilaire einlief. —

Der Obriſt Grillhouette, in Folge des abgeſchloſſenen Friedens aus ſeiner Gefangenſchaft entlaſſen, war nach Paris zurückgekehrt und forderte, ſeines Freundes Saint Hilaire eingedenk, dieſen auf, ſeine rechtmäßigen Anſprüche auf die Herrſchaft Chateaugris ohne Zeitverluſt geltend zu machen, um den Ränken zu begegnen, durch welche der Biſchof von Arles die Umgebung Ludwig des Achtzehnten zu ſeinen Gunſten in Bewegung zu ſetzen wiſſe. „Es gibt,“ ſchrieb er, „aber auch Stimmen von Gewicht, welche für Sie reden; der Prinz von Condé, der Vater deſſelben, Herzog von Bourbon, und die Wittwe des ehemaligen Vendéerchefs, Grafen Laroche Jaquelin, führen das Wort für Sie. Ihre perſönliche Gegenwart iſt aber durchaus erforderlich, um Ihrer gerechten Sache das Uebergewicht über die ungerechte Ihrer Gegner zu geben. Beeilen Sie daher Ihre Ankunft.“

Der Graf war keinen Augenblick unſchlüſſig über die Wahl ſeines Weges. Er ſchob die Reiſe nach Paris auf, um ſeine Kinder zu ihrer Mutter zu begleiten. Die Fahrt nach Luclauſe ward an dem folgenden Tage angetreten.

Die Rückſicht für die Wunde des Majors machte kleine Tagereiſen erforderlich, und außer der Nachtruhe pflegte man dem Kranken eine mehrſtündige Raſt zu gewähren. Er war während einer ſolchen am dritten Reiſetage entſchlummert, und ſein Bruder, der jüngere Godefroy, benutzte den Aufenthalt, um ſich durch eine Luſtwandlung in dem reizenden Sevennenthale, welches die Station umgab, für die Langeweile zu entſchädigen, welche ihn unter den Schläfern im Poſthauſe heimgeſucht hatte. Unverſehens trat dem jungen Manne auf einem umbüſchten Fußſteige ein Fremder haſtig entgegen. Godefroy ſtutzte und blieb ſtehen; der Fremde ſprach:

„Kommen Sie! Vertrauen Sie ſich mir! Ich will Sie verbergen!"

„Zu welchem Zwecke?" fragte Godefroy befremdet.

„Nun, ſind denn Ihre Begleiter nicht Oeſtreicher? Und ſind Sie nicht Kriegsgefangener, der fortgeſchleppt werden ſoll?"

„Nichts weniger," verſetzte Godefroy. „Meine Begleiter ſind zwar Oeſtreicher, aber meine Verwandte, welche mich auf einer Beſuchsreiſe begleiten."

„Das iſt etwas Anderes," murmelte der Unbekannte. „Apropos," fuhr er fort: „die Oeſtreicher ſind doch gute Katholiken? — Ei freilich! darum haben ſie ja unaufhörlich gegen den Antichriſten, den Bonaparte, gekämpft, der den Stellvertreter Gottes auf Erden von dem heiligen Stuhle herabriß. Nun, die Zeit der Beſtrafung der Anhänger jenes Verbrechers, der verruchten Bonapartiſten, iſt gekommen. Haben Sie von den Vorgängen in Nimes gehört?"

Godefroy verneinte, und der Fremde fing ſehr eifrig an: „Das ganze Garddepartement iſt aufgeſtanden wider die Kalviniſten, und auch hier glüht das Feuer unter der Aſche; es fehlt nur ein tüchtiger Mann, der ſein weißes Schnupftuch, an eine Pike gebunden, auf unſerm Marktplatze wehen läßt!

— Wie wär's — wenn Sie ſich entſchlöſſen, dieſer Mann zu ſein? Ich ſchwöre Ihnen, binnen einer Viertelſtunde ſammeln ſich tauſend Köpfe um Ihr Pannier! Wohlan, mein Herr, zeigen Sie, daß Sie ein guter Chriſt, ein treuer Anhänger Ludwigs des Achtzehnten ſind! Kommen Sie mit mir!“

„Ich bin ein guter Chriſt und ein guter Franzoſe, aber eben weil ich Beides bin, kann ich kein Meuterer ſein,“ erwiderte Godefroy, wandte ſich um, und eilte zu ſeinen Begleitern zurück. Die Mittheilung ſeines Abenteuers verſetzte dieſe in Unruhe, welche die Bewohner des Poſthauſes durch die Beſtätigung der Nachricht von dem Aufſtande der nimeſer Katholiken noch mehr ſteigerten. Man beſchloß die Reiſe möglichſt zu beſchleunigen und ſobald als möglich mit Leoniden Luclauſe wieder zu verlaſſen und nach Paris abzureiſen.

Es war um die Zeit der ſpäteren Abenddämmerung, als die Reiſenden das Dorf Luclauſe erreichten und, ihrer getroffenen Verabredung gemäß, in dem Wirthshauſe daſelbſt abtraten, um hier die Rückkehr Legrange's abzuwarten, welcher es übernommen hatte,

den Grafen Saint Hilaire auf dem Wege nach der Ruine zu begleiten, und alsdann Leoniden auf die Wiederkehr ihres zweiten Godefroy und deſſen Begleiter, ſeinen Retter nebſt deſſen Vater, vorzubereiten. Das Wirthshaus war gedrängt voll von Landleuten, welche ſich in gegenſeitigen Mittheilungen ihrer Anſichten von den Vorfällen in Nimes erhitzten und erſt dann auf die Ankömmlinge aufmerkſam wurden, als Legrange nebſt dem Grafen Saint Hilaire ſich von ſeinen Geſellſchaftern trennte, um den Weg nach dem Schloßberge anzutreten.

Beide Wanderer ſchritten, begünſtigt von dem Dunkel des Abends, welchen ein ungewöhnlich wolkiger Himmel noch mehr verdüſterte, den Fußſteig hinauf, der nach der Ruine führte, und Keiner von Beiden nahm den Lauſcher wahr, welcher, gereizt durch Neugier und Argwohn, ihnen nachſchlich. Sie erreichten ungefährdet den Gipfel des Berges und traten in das Innere des Gemäuers ein. Legrange zündete das Licht in ſeiner Laterne an und ging, ſeinem Begleiter leuchtend, ihm voran in den Saal.

Pfeifend durchſtrich die Zugluſt das fenſterloſe,

hochgewölbte Gemach, an deſſen Wänden die rings=umher aufgehangenen Ahnenbilder, vom Winde be=wegt, klappten und raſchelten. — Ein unheimliches Gefühl beſchlich Legrange, und das ununterdrückbare Beben ſeines Begleiters, deſſen Arm er umſchlun=gen hatte, verrieth ihm deſſen Grauen.

„Sie können hier die Nacht unmöglich zubrin=gen," ſagte Legrange. „Ich muß und werde ein anderes Aſyl für Sie ermitteln; in einer, höchſtens zwei Stunden komm' ich wieder, um Sie abzuholen; entweder find' ich Ihre Gemahlin in einer Stim=mung, welche mir geſtattet, ſie ſogleich mit Ihrer Nähe bekannt zu machen, oder Ihre Tochter muß mir insgeheim ein Zimmer für Sie anweiſen. — Alſo auf zwei Stunden ſag' ich Ihnen mein Lebe=wohl."

Er ſchritt den Berg hinab und ſtand bald an Leonidens Wohnhauſe; auf ſein Klopfen öffnete ein Diener die Thür und rief mit freudigem Staunen: „Sie ſind es? — Nun! Sie ſendet uns unſer Hei=land in unſerer höchſten Noth! Schon ſeit drei Ta=gen gährt die ganze Gegend umher; die Katholiken

drohen laut die Mordſcenen von Nimes hier zu wiederholen, und nur eines Funkens bedarf es, um die Brennſtoffe zu entzünden, welche ſich unter unſern Füßen häufen. Sie werden die Herrſchaft zur Flucht bewegen! Kommen Sie."

Unter dieſer Rede zog der Menſch Legrange mit ſich fort in Leonidens Zimmer. „Legrange!" rief dieſe, „ſind Sie vertrieben aus Petitchateau? — Steht mein Aſyl noch, oder hat es der Fanatismus vertilgt von der Erde?"

„Es ſteht und wartet Ihrer," antwortete Legrange. „Das Drômedepartement iſt ruhig, ich verließ es aber auf die Nachricht von der Gährung in Languedoc, um Ihnen hülfreich zu ſein in der Stunde der Gefahr."

Leonide drückte die Freundeshand dankbar und ſprach: „Sie wollen mir Hülfe leiſten? — Haben Sie denn vergeſſen, daß Sie ſelbſt das Ziel des Haſſes dieſer Fanatiker ſind; vergeſſen Sie, daß Sie, ein ſchwacher, des Beiſtandes bedürftiger Greis, den Waffen dieſes empörten Pöbels nichts als die Kraft Ihrer Rede entgegenſetzen können? — Ach,

warum muß mein natürlicher Vertheidiger, mein Sohn, mir in dieſer ſchweren Zeit fehlen!"

„Klagen Sie nicht," ſprach Legrange; „Sie haben es zu häufig erfahren, daß Gott mit ſeinen Wunderthaten Ihnen nie näher war, als jedes Mal, wenn Ihr Leben an einem Haare zu hängen ſchien. — Wie, wenn Gott Ihnen jetzt, da Sie des Sohnes bedürftiger ſind als je, den Sohn zurückgäbe?"

„Er iſt hier! Er iſt hier!" ſchrie Leonide emportaumelnd. „Wo iſt er? Wo iſt mein Godefroy?"

Hilairie unterſtützte die Schwankende, und Legrange, dieſe zu ihrem Stuhle zurückführend, ſprach; „Ja, Ihr Godefroy iſt hier, aber nicht ihn allein ſendet Ihnen Gottes barmherzige Vaterſorgfalt; auch der Retter Ihrer Kinder, der junge öſtreichiſche Offizier, iſt nebſt deſſen Vater und dem Adjutanten deſſelben, dem Hauptmann von Uechtleben, in der Nähe, und Alle warten auf einen Wink von mir, um" —

„Wo ſind ſie? — Wo ſind ſie?" ſchrie faſt athemlos vor Entzücken Leonide, bald ihre ſprachloſe Tochter, bald ihren väterlichen Freund umar-

mend, welcher ſich jetzt entfernen wollte, um ſeine Gäſte aus dem Wirthshauſe abzuholen; aber Leonide hielt ihn feſt. „Ich gehe mit Ihnen! Hilairie, Deinen Arm! Kommt!“ rief ſie, und zog, ohne daß Legrange es zu hindern vermochte, dieſen nebſt ihrer Tochter aus dem Zimmer hinaus, und mit ſich fort den Berg hinunter.

Kaum hundert Schritte mochten die Eilenden zurückgelegt haben, als eine nahe Stimme in Leonidens Ohr drang. „Das iſt mein Kind!“ ſchrie ſie, riß ſich los von dem Arme ihrer Tochter, und ſtürzte einer Gruppe entgegen, welche den Fahrweg verengte.

Die Verſammlung in dem Wirthshauſe, von Minute zu Minute anwachſend und mit ihrem ſteigenden Anwuchs ſich immer heftiger erhitzend, hatte angefangen, die fremden Gäſte zu beunruhigen und nach einer kurzen Berathung den General zu dem Beſchluß veranlaßt, mit ſeinen Gefährten Legrange's Rückkehr hier nicht abzuwarten, ſondern demſelben entgegen zu gehen und in der Nähe des herrſchaftlichen Wohnhauſes ſeiner zu harren. Die Wagen

wurden der Obhut der Dienerſchaft übergeben, und die Offiziere traten ihren Weg an.

„Unſere Mutter!“ ſchrie plötzlich Godefroy, Leonidens Stimme vernehmend, flog ihr entgegen und lag, uneingedenk ſeines verwaiſten Bruders, an dem mütterlichen Herzen. Endlich erwachte ſeine Beſinnung. „Meine Mutter!“ rief er, „hier leg' ich einen zweiten Sohn an Dein Herz! Den Retter Deiner Kinder vom Feuertode!“

„Unſer Retter!“ rief Hilairie, und leiſe aber mit unausſprechlich innigem Ausdruck flüſterte Leonide, die Gruppe der vereinigten Geſchwiſter umſchlingend: „Meine Kinder!“

In dieſem Augenblick donnerte das Geraſſel fliegender Wagenräder die Bergſtraße herauf und ſchreckte den General und den Hauptmann aus der tiefen Bewegung empor, mit welcher Beider Herzen dieſen Moment feierten. — „Sollten das unſere Wagen ſein?“ flüſterte Uechtleben ſeinem Chef zu, eilte den Kommenden einige Schritte entgegen, und rief ihnen ein lautes „Halt!“ zu. — Die Kutſcher hielten an, da ſprang Fabian vom Wagen und rief: „Wo iſt mein

Herr? — Um Gotteswillen, wo iſt er? — Die Raſenden dort aus dem Dorfe ſtürmen den Schloßberg hinan, um den Grafen Saint Hilaire zu ermorden, welcher die Heiligenbilder verbrannt haben ſoll! — Führen Sie mich zu meinem Herrn! Er muß ſeinen Vater retten!"

„Seinen Vater? — Meinen Saint Hilaire?" fuhr Leonide auf, durch Fabian's überlaute Rede aus der Umarmung ihrer Kinder geriſſen; da ſchrie Godefroy: „Ja! ja! Mein Vater! Er iſt oben! — O Gott! — Die Wüthenden morden ihn! Kommt! Kommt, ihn zu retten!"

Er flog von dannen. — Mit übernatürlicher Kraft ihre Füße beflügelnd, ſtürzte Leonide ihm vorbei, aus dem ſich krümmenden Fußpfade weichend und grad aufwärts über die Höhen und Senkungen der ſteilen Bergwand hinweg ihrem Ziele entgegenfliegend. Unmittelbar ihrem Fuße folgte ihr todtgeglaubter Sohn, während der General, Legrange und Uechtleben, dieſer die faſt ohnmächtige Hilairie unterſtützend, mit der geſammten Dienerſchaft auf dem gebahnteren Pfade dem Bedrohten zur Hülfe eilten.

Der Graf Saint Hilaire hatte es allmählig gewagt, ſich mit ſeiner unbehaglichen Lage etwas bekannter zu machen und angefangen, ſeine nächſten Umgebungen zu muſtern. Ueberall begegneten ihm aus dem ſtier auf ihn niederblickenden Geſichtern der Auverriere'ſchen Ahnen Erinnerungen an die Stunde, in welcher er, Leonidens Hand in der ſeinigen, an dem Sterbebette ihres Vaters ſtand. So wie damals, ſahen jetzt dieſe Bilder auf ihn herab, und mahnten ihn an den Empfang der ſchrecklichen Gaben, welche jedes Jahr, das zwiſchen jenem und dieſem Moment lag, auf ſein Leben ausgeſchüttet hatte. — Da fiel ſein Auge auf zwei zunächſt der Thür neben einander an die Wand gelehnte Bilder; er erſtarrte, denn in dem einen derſelben erkannte er das Bild der Heiligen, deren Name einſt Leoniden aufgedrungen worden war; in dem andern das Bild ſeines Schwiegervaters, deſſen wohlbekannte Züge, trotz der gräßlichen Entſtellung derſelben, dennoch erkenntlich ihm entgegen grinſten. — Der Graf erinnerte ſich an ſein Legrange gegebenes Verſprechen, dieſe Bilder zu ver-

nichten; er trug beide in den Mittelpunkt des Saals, und im Nu flackerte die ölgeſättigte Leinwand ſammt dem zuſammengetrockneten hölzernen Rahmen in lodernden Flammen auf.

Bis zu dieſem Augenblicke ſchien der verborgene Späher in ſeinem Verſteck gelauert zu haben, wie es ſpäter aus den Mittheilungen der Dienerſchaft hervorging, welche Zeuge der Ankunft des Lauſchers in dem Wirthshauſe und des Eindrucks geweſen war, den deſſen Erzählung von dem verübten Frevel des Ketzers, der ſeine Hand an ein Heiligenbild gelegt, auf die Verſammlung gemacht hatte.

Faſt war die Friſt, welche Legrange dem Grafen zu deſſen Abholung geſetzt hatte, verſtrichen, als dieſer durch ein Gelärm vieler durcheinanderbrüllender Stimmen aufmerkſam gemacht wurde. Er horchte; der Lärm kam näher. Das waren unmöglich Legrange's Boten! — Jetzt fiel ein brandheller Schein durch die Fenſterhöhlungen in den Saal; — eine Minute ſpäter, und der Graf lag unter den Knieen und Fäuſten eines Haufens mordfertiger Sichelſchwinger und Weinbauern am Boden.

„Erſchlagt ihn nicht! — Nein, erſchlagt ihn nicht! — Gekreuzigt, an die Wand genagelt ſoll er werden!“ ſchrieen zahlloſe Stimmen aus dem Hintergrunde der entſetzlichen Scene und jetzt fühlte der Graf ſich emporgeriſſen und der Thür entgegengeſchleppt. — Da drang durch dieſe Leonide in den Saal ein, riß dem Nächſtſtehenden den Kienbrand aus der Fauſt, ſchwang dieſen im Kreiſe und machte ſich den Weg zu ihrem bedrohten Gatten frei.

„Jeſus! Leonide! Du kömmſt, mich zu retten?“ ächzte Saint Hilaire; da brüllte ein rieſenhaft aus dem beſtürzten Haufen hervorragender Kahnführer: „Schlagt ſie nieder, die verrückte Ketzerin, Ihr Memmen!“ Und Leonide, am Schädel von einer Hacke getroffen, ſank blutend und beſinnungslos in den Arm des Grafen.

„Fort! Fort!“ tobte es im Hintergrunde. „Soldaten kommen! Fremde Soldaten!“ Und wie Spreu vor dem Winde verſtob der geſchreckte Haufen, da ſprang, über den Kopf des Grafen ein Ruder ſchwingend, der rieſige Wütherich näher, ſein Arm ſenkte

ſich mit gewaltiger Kraft, und Saint Hilaire ſtürzte, den Arm feſt um Leonidens Leib geklammert, zu Boden.

Jetzt trat der Major und unmittelbar nach ihm ſein Bruder in den Saal. „Barmherziger Gott! Sie ſterben!“ ſchrie dieſer, während der Major das blutende Haupt ſeiner Mutter ſanft vom ſteinernen Fußboden emporhob. — Da ſchlug Saint Hilaire die Augen auf und ſtammelte: „Leonide, ſieh unſer Sohn! Unſer verlorner Godefroy! — Gott iſt barmherzig! Wir ſterben in den Armen unſrer Kinder.“ — Sein Haupt ſank; — ſeine Pulſe hörten auf, ſich zu bewegen. —

Leonidens brechendes Auge wandte ſich auf den Wiedergefundenen. Ein Strahl der Verklärung verzuckte ihr Antlitz, aber ihre Zunge war gebunden von der Hand des nahen Todes.

„Meine Mutter, mein Vater!“ wimmerte Hilairie, von Uechtleben getragen und jetzt neben ihm niederſinkend an der werdenden Leiche, deren Hand, zum letzten Drucke ſich ſchließend, die vereinten Hände Hilairie's und Uechtleben's umſchlang, während ihre

Lippen und Augen unter den Küſſen ihrer Söhne erſtarrten.

Todesſtille herrſchte rings um die Todten. Der Schmerz aller dieſer blutenden Herzen hatte keinen Laut. Da erſcholl, wie aus einer höhern Welt, Legrange's erſchütternd-kräftige Stimme: „Gehet ein zum Herrn, Ihr Seligen! Der Herr iſt Euch barmherzig, denn er hat ſein Antlitz leuchten laſſen über Euch in Eurer Sterbeſtunde!“

Das auf der Lippe des Redners erſtickende Wort war ſein letztes. Ein jäher Nervenſchlag lähmte die Zunge und brach die Knie des Greiſes, der von dem Taufſtein in der nahen Kapelle an, bis zu dieſem kalten Leichenbette das Leben des jetzt zu Gott hinauf geretteten, ſchwer Geprüften gehütet hatte.

Alle, die Lebendigen todähnlich neben den Todten, lagen am Boden, nur der General ſtand aufrecht an die Wand gelehnt und ſtarrte, gleich den Ahnenbildern von den Wänden, ohne Sehkraft in den ſchwimmenden Augen, auf die Gruppe. —

Nachdem die Leichen ohne Störung beſtattet worden waren, und die Geſchwiſter ihre Herzen in

quälenden Erinnerungen mit unſäglicher Wehmuth zer=drückten, da faßte der Major mit der einen Hand die ſeines Wohlthäters, und die zuſammen gedrück=ten Hände ſeiner Geſchwiſter mit der andern und ſprach: „Mein Vater, mir graut vor dieſem Lande, deſſen Bewohner zur Hälfte Henker und Kinder von Henkern und zur Hälfte die Kinder und Enkel Gemordeter ſind! — Mein Vater, ich gehe mit Dir nach Kroatien zurück, aber kann ich dieſe Unglückli=chen hier in dieſem Lande zurücklaſſen? — O, ſtelle ſie hin auf die Höhe von Warasdin, laß' ſie hin=abſchauen in das blühende geſegnete Drauthal; laß ſie vier Tage lang reiſen, von Warasdin aus, dem Strome entlang, immer in Deinem Gebiet, immer unter Deinen glücklichen Vaſallen! Und wenn ſie dann kein Plätzchen finden, freundlich genug, um ihnen ihr blutgetränktes Vaterland vergeſſen zu ma=chen — dann — nun, dann laß ſie zurückkehren, um das Grab unſerer Aeltern zu hüten.“

Mit ſtillem Ernſt ſah der General lange ſeinen Liebling an, dann ſprach er: „Du biſt mein Sohn, mein Erbe! — All' meine Vaſallen werden Dir

einſt huldigen; — willſt Du unter dieſen Deine Geſchwiſter ſehen? — Theilen kann ich nicht unter Euch, denn mein Gut iſt untheilbar, und Alles, was ich Deinem Bruder und Deiner Schweſter dort geben kann, würde Dich zu ihrem Oberherrn machen, und das ſollſt Du nicht werden, denn auch ſie ſind die Kinder Deiner Mutter — ſind die Kinder eines Weibes, deſſen Bild ich getragen habe in meinem Herzen ſeit dem acht und zwanzigſten Jahre meines Lebens! — eines Weibes, das mich zum Hageſtolz gemacht hat! — eines Weibes, deſſen Züge Du mir auf Deinem Kindesantlitz entgegentrugſt, als Du vom Arm des Franzoſen Deine Händchen nach mir ausſtreckteſt! — Deine Geſchwiſter müſſen unabhängig ſein von Dir, müſſen frei wählen können zwiſchen Frankreich und Kroatien! — Hört mich an; Ihr beiden Jünglinge habt eine theure Pflicht zu erfüllen: Ihr habt die Pflicht, den Namen Eurer Aeltern von deſſen Flecken zu tilgen, und gelingt Euch dies, dann kann keine Gewalt Euch hindern, die beiden Linien Eures Hauſes wiederherzuſtellen; und wenn alsdann der Graf Saint Hilaire de bras de

ſerre der Gaſt ſeines Bruders, des Magnaten, Grafen Daniellowich und Pairs von Frankreich, Saint Hilaire de Pontgris, in Kroatien ſein will, dann wirſt Du, mein Sohn, Deinen Bruder, der Deines Gleichen iſt, und nicht Dein Vaſall, willkommen heißen in Deiner Heimat. — Jetzt trefft Eure Vorbereitungen: morgen treten wir die Reiſe nach Paris an."

Der Kampf des Rechtes gegen die Hinterliſt, der Kampf des Kriegsmannes gegen den Kirchenfürſten begann, und Ludwig der Achtzehnte, gedrängt von der Rückſicht für den öſtreichiſchen Feldherrn, welchen ſogar deſſen Freund, der Fürſt Schwarzenberg, unterſtützte, entzog ſein Ohr den Einflüſterungen der Freunde des Biſchofs von Arles. — Sechs Wochen ſpäter leiſteten die beiden anerkannten Grafen Saint Hilaire de Pontgris und Saint Hilaire de bras de ferre, als Erneuerer beider Linien und als Pairs des Königsreichs, den Eid in die Hände des Königs.

Während die beiden Brüder die Verpachtung ihrer weitläuftigen Beſitzungen betrieben, ſuchte und

ſand Uechtleben Käuſer zu dem ſeiner Braut anheimgefallenen Eigenthum. Während dieſer Zeit bereitete der General ſeine Abreiſe aus Frankreich vor. Einige Tage vor der Anberaumung derſelben verſammelte er die Geſchwiſter um ſich und ſprach:

„Ich habe mich genau umgeſehen in dieſem blutigen Lande und an dieſem neuen Hofe; aber hier iſt kein Weilen für mich. — Freilich, wenn ich an Eurer Seite die Segensfülle überſchaue, welche Gott über dieſen Boden ausgegoſſen hat, dann ſcheint es mir manchmal, als könnt' ich auch auf dieſer Erde vergnügt, und ruhig einſt unter derſelben ſchlafen; aber wenn ich die Menſchen genauer betrachte, welche dieſes Paradies zur Hölle machen; wenn ich dies Treiben ſehe von Höflingen und Pfaffen, von neuem Adel und altem, von Prätorianern und Politikern, dann treibt's mich hinweg von hier und zieht mich nach meinem Berglande. Ich reiſe jetzt ab mit meinem Sohne, der ein Daniellowich bleibt, wenn er auch gleich ein Saint Hilaire geworden iſt. — Du, Hilairie, wirſt Deinem Gatten folgen; aber Du, Bras de ferre, ſprich: willſt Du unter den Mör-

dern und Verfolgern Deiner Aeltern hauſen? — Oder haſt Du Luſt, Dir Kroatien anzuſehen? — Sprich; es iſt Zeit, Dich zu entſcheiden!"

„Ich habe Abſchied von Frankreich genommen!" ſprach der jüngere Godefroy, in die Arme des Generals ſinkend.

Zwei Tage ſpäter wechſelten Hilairie und Uechtleben die Ringe vor dem Altare.

Seit dieſer Zeit ſind in Frankreich die Namen der Auswanderer verſchollen und nur die Generalpächter ihrer Herrſchaften erinnern ſich alljährlich bei Gelegenheit ihrer Pachtberichtigung der Sonderlinge, welche dem rauſchenden Lebensgenuß unter geſchliffenen Söhnen der Revolution ein Hirtenleben unter den rohen Naturkindern des barbariſchen Kroatier vorziehen.

Digitized by Google

Digitized by Google